

Angst

Autorenporträt
George Orwell

Erik Lehnert
Angst und Politik

Martin Lichtmesz
Angst und Gott

Ellen Kositza
Angst und Körper

Stefan Scheil
Angst und Krieg

Sezession

Herausgegeben vom
Verein für Staatspolitik e.V.
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
E-Mail: redaktion@sezession.de

Vertreten durch Dr. Erik Lehnert
(Vorsitzender)

Eingetragen im Vereinsregister
am Amtsgericht Stendal,
Registernummer: 46786

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-
Stocker, Benedikt Kaiser, Ellen
Kositza, Götz Kubitschek (V.i.S.d.P.)
und Erik Lehnert

19. Jahrgang, Heft 102,
Juni 2021

Sezession erscheint im Februar, April,
Juni, August, Oktober und Dezember.
Der Preis für das Einzelheft beträgt
11 € zzgl. Versandkosten.
Wer *Sezession* für mehr als lesenswert
hält, kann ein Förderabonnement
(75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das nor-
male Jahresabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser
in Ausbildung), jeweils inkl. Versand.
Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich
10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlängert es
sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel im
Heft vorbehalten. Manuskripte sind
übrigens stets willkommen und sollten
als Kurzbeitrag 9000 und als Grundla-
genbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel: (03 46 32) 90 43 96
Fax: (03 46 32) 90 43 97

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

Editorial

- 1 **Hackende Zukunft**
Götz Kubitschek

Bild und Text

- 2 **Fahne: hoch**
Ellen Kositza

Grundlagen

- 4 **Autorenporträt George Orwell**
Till Kinzel
- 10 **Das pandemische Regiment**
Leon Wilhelm Plöcks
- 14 **Angst und Politik**
Erik Lehnert
- 18 **Angst und Ökonomie**
Benedikt Kaiser
- 24 **Versuch über die infantile Angst**
Simon Kießling
- 28 **Der ängstliche Körper**
Ellen Kositza
- 32 **Die Angst der Kirchen vor
der Sterblichkeit**
Martin Lichtmesz
- 36 **Entängstigung**
Caroline Sommerfeld
- 40 **Versuch über die Illusionslosigkeit**
Georg Nachtmann
- 44 **Angst und Raum – Barbarossa 1941**
Stefan Scheil
- 48 **Die Angstbewältiger**
Ellen Kositza, Martin Lichtmesz und
Caroline Sommerfeld
- 52 **Angstmacher und Cassandra**
Martin Lichtmesz
- 54 **Ökologische Betrachtungen (9):
Gefallene Natur**
Jonas Schick
- ## Bücher
- 56 **Vom Großmeister zum Fallmeister –
drei Romane**
Götz Kubitschek
- 58 **Rezensionen**

Hackende Zukunft

von Götz Kubitschek

Eines Nachmittags verließ ich das Dorf, in dem ich die ersten acht Jahre meines Lebens verbracht habe. Ich verließ es nur für einige Stunden, dann wurde ich aufgefunden und zurückgebracht. Ich verließ das Dorf, diese ganz vertraute Ansammlung von Häusern, Straßen, Leuten, um, sechs Jahre alt, einem Bild zu folgen, einem Urbild, einem Schock, einer Erkenntnis und vor allem: drei echten Männern.

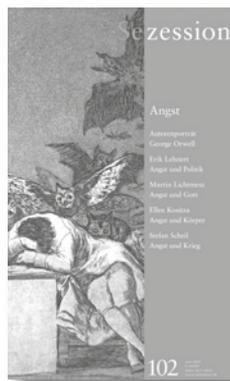
Ich sah diese Männer, als ich den kleinen Laden verließ, der nur ein paar hundert Meter von meinem Elternhaus entfernt, aber jenseits der Hauptstraße lag. Man konnte dort aus Gläsern einzelne Brausestäbchen und winzige Lutscher fischen, das Stück zu zwei Pfennigen. Ich trat mit meinem Papiertütchen in der Hand durch die Schellentür auf die Gasse zurück, hinein in einen hackenden Lärm, einen rohen, unerbittlichen Rhythmus aus Stößen, aus Krachen und Gepolter, aus einem hetzenden Antrieb, einem treibenden Schaben. Das gegenüberliegende Hoftor stand offen. Ich sah eine Holzhackmaschine, einen Spaltkeil, der von einer knatternden Kraft hochgerissen und wieder hinabgestampft wurde, in einem langsamen Takt, angetrieben von einem breiten, grauen Keilriemen, der um die Welle eines Traktors gelegt war. Der Lärm fing sich zwischen den Mauern des Innenhofs.

Drei Männer arbeiteten an der Maschine, führten gleichsam einen schwerfälligen, monotonen, aber keineswegs zufälligen oder lässigen Tanz auf: hochkonzentriert, eingetaktet. Alles war auf denjenigen hin ausgerichtet, der unter der hackenden Axt den auf die richtige Länge zugeschnittenen Holzklotz drehte und Scheit für Scheit davon abschlagen ließ. Er umarmte den Klotz fast, besah seine Maserung, suchte nach Rissen, nach dem bereits haardünn Geborstenen, an dem entlang sich weiterspalteten ließe. Nach jedem Schlag und während die Axt wieder nach oben rasselte, wischte der Mann mit der einen Hand das abgetrennte Scheit vom Tisch, beugte den Kopf für den Bruchteil einer Sekunde weiter nach vorn und drehte dann den Klotz nur ein Stückchen oder mit einem Ruck ganz und gar so, daß die Axt mit ihrem nächsten Hieb weder in einem Astansatz steckenbleiben noch daran abrutschen würde, den Klotz und mit ihm die Hände

und Finger des Zurichters in eine Drehung reißend, aus dem Rhythmus der Zurichtung in eine gefährliche Unwucht. Der Mann an der Hacke ließ den Blick nicht eine Sekunde lang von seinen Händen und von dem Klotz, der – kleiner und kleiner werdend – immer genauer unter die Schneide gedreht werden mußte. Dann, zuletzt, zerschlug die Hacke den Rest in die letzten beiden Scheite, und zugleich nahm der Mann seine Hände ganz vom Holz und machte einen Schritt nach hinten. Die anderen beiden reichten ein neues Stück an, und nachdem der Keil zwei-, dreimal ins Leere gestoßen hatte, schob der Mann den Klotz drehend auf den Tisch und unter den ersten Hieb.

Der Schock traf mich erst nach einigen Minuten. Ich nahm wahr, aber ich begriff nicht gleich, was mich die Männer anstarren ließ, ihre Hände, ihre Gesichter und wieder und dann nur noch ihre Hände: Bei den beiden älteren fehlten Finger, an jeder Hand einer, zwei; schräg abgetrennte Kuppen, ganze Glieder; bei einem der Daumen. An der Maschine der jüngere, noch unversehrt, und während es hackte und hackte und ich auf den Schrei und das Blut und den Schmerz wartete, begriff ich, daß es also einen Beruf gab, für den sich zu entscheiden bedeutete, wenigstens zwei, vielleicht auch drei Finger abgeschlagen zu bekommen, den Schmerz ertragen zu müssen, und (vor allem das!) zu wissen, daß dieser Schmerz, diese jäh, unkonzentrierte, vielleicht auch nur unglückliche Sekunde wie in einer Sanduhr unaufhaltsam auf jeden zurieselte, der hinter einer solchen Hacke stand.

Das Holz war aufgeschnitten, die Männer säuberten ihre Maschine mit einem öligen Lappen und hängten sie an den Traktor. Der tuckerte den Feldweg entlang auf den Hof am Waldrand außerhalb des Dorfs zu. Dort lagen Hunderte Klötze bereit. Später Nachmittag, ich hatte alles vergessen und trabte hinterher. Einer der Männer ging zu Fuß, er rauchte und zeigte mir seinen vernähten Fingerstumpf, seine rauhe, vernarbte Hand. Während im Hof das Gerassel und Gestampfe begann, setzte ich mich ins Gras und weinte vor Angst, vielleicht einmal selbst hinter der Hacke stehen zu müssen, weil mir sonst nichts gelänge. So fand mich dann ein Nachbar. ■



Fahne: hoch

von Ellen Kositzka

Ich erlaube mir, die hier dargestellte Tragödie mit einem Bilddetail zu beginnen, das vielleicht zu erheitern vermag – damit die Stimmung nicht gleich in Tristesse kippt. Wir sehen ganz rechts im Bilde einen pflanzlichen Altarraumschmuck. Es ist ein Gewächs, das der Volksmund »Zimmerpalme« nennt. Ein unsensibles Immergrün, das keiner besonderen Pflege bedarf. Man kann es gelegentlich abstauben, muß es aber nicht.

Mich erinnert dieses heute eventuell modische Farbtupferl an folgende Anekdote aus meiner Kindheit: Im Übergang von der vierten zur fünften Klasse wollte ich gern (als einzige aus meiner Klasse; die anderen wollten gern die hessische »Förderstufe« erleben) auf die »Marienschule der Ursulinen«, eine Mädchenschule, wechseln. Das gestaltete sich nicht einfach. Es kostete Geld. Und man mußte neben guten Noten einen gewissen »Leumund« aufweisen. Ich, flehend: »Aber die Christine [Nachbarstochter] wurde doch auch einfach aufgenommen!« Meine Mutter: »Klar. Da schmücken die Eltern die Kirche auch mit Blumen aus!« Ich, vollends naiv und zugleich metaphernaffin: »Aber – das tun wir doch auch! Wir versäumen keinen Sonntag! Der Papa trägt zu Fronleichnam den Himmel! Ich gehe zur Ohrenbeichte, als einzige!« Spät wurde mir klar, daß die Eltern von Christine wortwörtlich für den teuren sonntäglichen Blumenschmuck sorgten. Also für kostspielige Rosen- und Lilienbouquets; ein saisonaler Farbrausch für den Altar und ein kleiner, um so hübscherer für die Marienfigur auf der linken Seite. Hier im Bild sehen wir nur das steril-gelangweilte Palmengewächs, ein bißchen Pseudogrün also; bloß keinen falschen Aufwand, der dann gleich als papistischer Pomp und Prunk interpretiert werden könnte!

In der katholischen Amtskirche von heute geht es zuvörderst um Nüchternheit – was im Grunde protestantisch anmutet. Zum zweiten geht es allerdings um das genaue Gegenteil – nämlich um das Exzeßhafte. Bevor ich endlich auf das hier Abgebildete zu sprechen komme, möchte ich auf ein »viral gehendes« Video eingehen, das zu Ostern 2021 in einer katholischen Kirche in Inzing/Tirol aufgenommen wurde. Pfarrer Josef Scheiring schwingt hier mundnasenmaskenbewehrt das Tanzbein, und zwar vor

einem Hochaltar, der hierbei stur das Hintergrundbild gibt. Flankiert wird P. Scheiring von wild tanzenden Meßdiener*innen. Sie alle bewegen sich zu einem südafrikanischen »Coronahit« namens »Jerusalema«. Dieser populäre Song ist in Zulu-Sprache verfaßt – viel Vergnügen bei Übersetzungsversuchen! Nach der Tanzeinlage verläßt diese unheimliche Corona fröhlich klat-schend (die sogenannte Gemeinde swingt hörbar mit) die Kirche. Vergleichbare Szenen sehen wir dutzendfach auf entsprechenden Kanälen. Der beschwingte »Jerusalema-Tanz« findet auf Krankenstationen und in Altarräumen der halben Welt statt. Fuldaer Nonnen zeigen ihn keck. Münchner Priesteramtskandidaten wackeln ebenfalls fröhlich mit den Hüften.

Dem Vernehmen nach geht es den tänzelnden Protagonisten darum, Heiterkeit und »Mut« in düsterer (Corona-)Zeit aufzuzeigen. Mit Goethe gesprochen: »Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.« Die Frage stellt sich, warum bei diesem Hype weder a) die islamischen Verbände, b) die orthodoxen Kirchen, c) die katholischen Gemeinschaften der Tradition (die also das II. Vaticanum nicht anerkennen, vulgo die Pius- und die Petrusbruderschaft) mitwackeln. Was macht das mit einem normalkatholischen Gemüt?

Schwenken wir auf einen anderen aktuellen Fall, nämlich auf das Bild: Am 10. Mai 2021 dominierte der »Hashtag« #liebegewinnt. Das bedeutete: An diesem Tag segneten katholische Pfarrer (mehrere hundert deutschlandweit) homosexuelle Partnerschaften. Zwei Pressefotos prägten dieses Ereignis. Auf dem einen, das durch die Medien ging, ist ein prototypisches Homopaar zu sehen: zwei graudurchwirkte Lesbierinnen in ihren späten fünfziger Jahren (klassisch: die eine kurzhaarig im »Anzug«, die andere mittelhaarig im Ökokeid), über die der Pfarrer maskenbewehrt seine Arme zum Segensgruß ausbreitet. Der Segnungsbevollmächtigte trägt rechts eine graue Schläfe im dunklen Kurzhaar. Das tut er auch im obigen Bild mit der Zimmerpalme – womöglich handelt es sich um dieselbe Person. Hier liest er offensichtlich vor, die Hände, wir errahnen es bloß, fromm gefaltet. Wir können nicht wissen, was er liest. Gewiß keine der zahlreichen Bibelstellen, die die sexuelle Begegnung



© picture alliance/dpa | Felix Hörhager

zweier Menschen gleichen Geschlechts strikt untersagen und als Todsünde markieren. Vielleicht eine Fürbitte, deren Inhalt ins Befinden des Zeitgeistes gestellt ist?

Wir erinnern uns: Fürbitten sind erst seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1965) wieder Teil der heiligen Messe. Im angelsächsischen Sprachraum sind diese Fürbitten oft sehr persönlich und teils herzerreißend – im deutschsprachigen Gebiet geht es fürbittend gern um die aktuelle Politik und sogenannte Gegenwartsprobleme. Der Herr soll machen, daß »die Populisten« nicht die Macht gewinnen, er soll machen, daß der Impfstoff für alle reicht. Als gesichert darf gelten, daß das Hissen der sogenannten Regenbogenfahne innerhalb der seit Jahrhunderten überkommenen göttlichen Liturgie und selbst in ihrer modischen Version nicht vorgesehen ist. Gott hat (Gen 9,13–17) den Regenbogen zu Noahs Zeiten gestiftet als Bund zwischen Ihm und »allem Fleisch auf Erden«. Daß damit das lüsterne Fleisch der gleichgeschlechtlichen Zugeneigtheit gemeint sei, wäre eine äußerst freie, vermutlich blasphemische Interpretation.

Nun wird dennoch hier, siehe oben, mit heilmäßiger Anmutung die Regenbogenfahne erhoben. Zwei ältere Frauen in offenkundig sakralen Gewändern tun es. Ihr Mutwillen und Fleiß sind offensichtlich. Die kurzhaarige Weißgewandete mit dem Fitneßarmband hat ebenso sichtbare Mühe, die bunte Fahne hochzuhalten, wie ihr noch kleineres, maskiertes Gegenüber. Viel Eifer liegt in diesem Bild; Gezerre und Anstrengung: Es gilt, die Fahne hochzuhalten! Wie bescheiden, demütig, schicksalsbefohlen und doch erhaben wirkt da die Heilige Gottesmutter Maria im Hintergrund. Anders als die beiden Vertreterinnen ihres Geschlechts hält sie den Kopf bescheiden geneigt, wie zur Innenschau. Sie erscheint als eine Konjunktur aus Demut und Stolz, den Satz ihres Herrn nachsprechend: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«

Papst Franziskus hat die Segnung homosexueller Paare untersagt. Beliebtes Gegenargument: Die Kirche segnet Autos, Braukessel und Tiere, warum nicht also homosexuelle Bindungen? Die Antwort ist eindeutig und logisch: Einem homosexuellen Menschen darf die Kirche trotz dessen Verirrung einen Segen spenden, aber niemals einer ganz und gar unbiblischen Partnerschaft, die im sexuellen Vollzug eindeutig und zweifellos sündhaft ist. Es sagt viel über den geistig-moralischen Zustand unseres Landes aus, wenn ausgerechnet und vor allem deutsche Pfarrer dagegen (im Wortsinne: grundlos) aufbegehren. Sie tun es mit seichten Worten: »Gott läßt sich überall dort finden, wo Menschen in Liebe und Treue miteinander verbunden sind und einander in Respekt begegnen«: So reagierten mehrere Nürnberger Pfarrer auf das Verbot der Segnung homosexueller Paare durch die katholische Glaubenskongregation in Rom. Rückenwind erhielten sie und Dutzende anderer Dissidenten (in Belgien stand die gesamte Bischofskonferenz für eine Segnungserlaubnis ein) durch ein Interview, das auf dem Leitmedium katholisch.de veröffentlicht wurde. Es sprach dort der junge, schicke »Kommunikationsexperte« Erik Flügge, der »Kampagnenstrategie an der Universität Bochum im Studiengang für crossmediale Glaubenskommunikation« unterrichtet: Das Segnungsverbot widerspreche »dem Wissensstand unserer Zeit über die Bibel, ignoriert theologische Forschung zu diesem Thema und humanwissenschaftliche Erkenntnisse über die Natur des Menschen und damit über die Natur der Schöpfung«.

Weiterer Rückenwind kommt zuletzt durch den Papst selbst, der schließlich doch nur zu einem »Jein« zu den Segnungswünschen fand. Es kommt nicht darauf an, woher der Wind weht, sondern wie man die Segel setzt, wußte Sokrates. ■

at all
all people
want



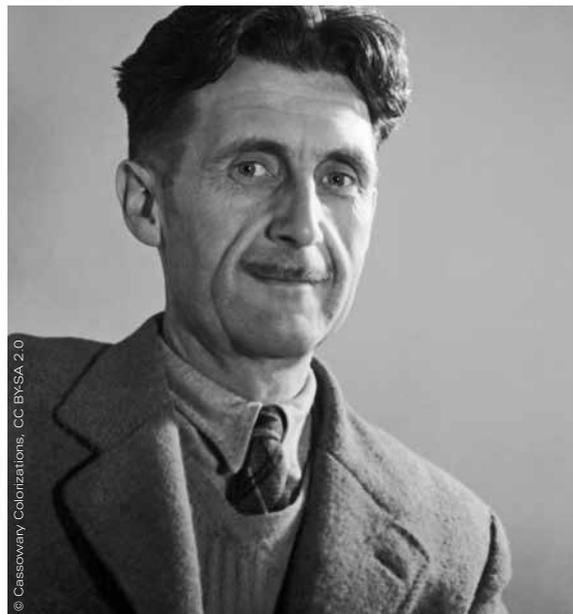
GEORGE
ORWELL

Autorenporträt George Orwell

von Till Kinzel

Eric Arthur Blair (1903–1950), bekannt unter seinem Pseudonym George Orwell, ist längst zu einer positiven ikonischen Figur geworden. Auf ihn beruft sich, wer intellektuelle Redlichkeit in Anspruch nehmen möchte, wer an dem kulturellen Kapital partizipieren will, das mit seinem Namen verbunden ist. Das ist ein Weg mit Fettnäpfchen, in die jüngst ein grüner Parteivorsitzender mit Schwung trat: sein Vorwort zu Orwells antiutopischem Roman *1984* darf als mustergültiges Beispiel für ebenjenes »Doppeldenk« gelten, dem Orwells ganze Verachtung gehörte. Zugleich aber legt jenes Vorwort auch Zeugnis davon ab, wie sehr der Mainstream selbst für sich zu vereinnahmen sucht, was sonst der Aufklärung über ihn dienen könnte. Grund genug, unbeeindruckt von solchen Parteinahmen wieder zu Orwells Büchern zu greifen und sich mit ihnen »jenseits der Linie« ans Denken zu machen. Denn Orwell wird oft genug zu einem Abziehbild politisch korrekter Gesinnung verkitscht, obwohl er genau das Gegenteil wollte: uns hineinstoßen in eine Auseinandersetzung mit Gedanken, die über das hinausgehen, was man im sogenannten Mainstream heute gern hören möchte.

Orwell war ein Mann der Widersprüche, der keine kohärente oder systematische politische Weltanschauung entwickelte. Er war ein Mann, der im Propaganda-Apparat der BBC arbeitete und in seinem literarischen Werk bleibende Denkanstöße zur kritischen Durchleuchtung von Propaganda formulierte. Er war kein abstrakt rasonierender Philosoph, sondern ein Intellektueller, der teilweise aggressiv antiintellektuelle Positionen vertrat. Er war ein Sozialist, der seine schärfste Kritik für die sozialistischen Intellektuellen reservierte. Er war ein Sympathisant der Arbeiterklasse und der Ausgegrenzten am unteren Ende der sozialen Pyramide, aber nachhaltig irritiert darüber, daß der Sozialismus »mit magnetischer Kraft jeden Fruchtsafttrinker, Nudisten, Sandalenträger, Sexbesessenen, Quäker, Naturheilquacksalber, Pazifisten und Feministen in England« anzog, also all jene, die nichts mit dem normalen Leben normaler Menschen zu tun haben. Er war ein antikolonial eingestellter Engländer, der selbst in der Kolonialpolizei in Burma Dienst tat, zugleich aber ein genuin englischer Autor: England als große Kontinuität im Hintergrund sollte mit seinen Konventionen lebendig bleiben, auch wenn Orwell selbst ein sehr feines Organ für die außerordentliche Bedeutung von Klassenunterschieden besaß, wie auch seine Selbsteinstufung als Angehöriger der »unteren oberen Mittelschicht« deutlich macht. Die Form von Sozialismus, für die sich Orwell einsetzte, bedeutete deshalb für ihn keinen Bruch mit der Vergangenheit; Orwells Freunde aus der undogmatischen



© Cassowary Colonizations, CC BY-SA 2.0

◀ *George-Orwell-Statue, BBC Broadcasting House, London.*



Historische Vorlage für »Unpersonen«: Um Stalin (2. v.l.) verschwinden Antipow (2. Foto), Schwernik (3. Foto) und schließlich Kirow (4. Foto).

und pazifistischen Linken wie der Anarchist George Woodcock erkannten daher früh die konservative Seite an Orwell, der vielleicht zur Hälfte ein Tory war, ohne je irgend etwas mit der Konservativen Partei anfangen zu können. Die zu wenig gelesenen frühen Romane und Reportagen, vor allem *Die Wonnen der Aspidistra* (1936), *Der Weg nach Wigan Pier* (1937) sowie *Auftauchen, um Luft zu holen* (1939), bieten dafür reiches Anschauungsmaterial, der letztgenannte Roman auch als atmosphärischer Vorschein von 1984.

Literaturgeschichtlich wirkte Orwell aber vor allem durch seine beiden berühmten Spätwerke. *Animal farm* (1945) erfreute sich vor allem deswegen einer großen Beliebtheit, einschließlich seiner Kanonisierung als Schullektüre, weil die Erzählung im Modus der Fabel eine Deutung der Revolutionsgeschichte nach dem Modell des Sowjetkommunismus, also des Bolschewismus, bot. Die Diskrepanz zwischen den hehren egalitären Visionen einer Ideologie der Befreiung und ihrer Wandlung zu einer Herrschafts-ideologie nach der Machtübernahme spiegelt das Dilemma des Marxismus in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Unabhängig von den vielleicht sogar guten Intentionen bringt die Revolution nur ein neues Unterdrückungsregime an die Macht, das durch eine Mischung aus Gewalt und Propaganda ausgeübt wird. Das als Denunziant aktive Schweinchen namens Squealer wird in einer neuen Übersetzung in Abweichung von anderen Übersetzungen, die den Namen etwa als Schwatzwutz verniedlicht hatten, mit Petzwutz übertragen, um den elementaren Aspekt der Denunziation, des Verpetzens, schon im Namen kenntlich zu machen und anzudeuten, daß die Denunziation und die Angst vor ihr ein essentieller Bestandteil jeder totalitären Gesellschaftsformation sind.

Orwell hat mit seiner Parabel einer Revolution, die den Verrat ihrer grundlegenden Ideen praktiziert, auch seine eigenen Erfahrungen mit den diversen linken Revolutionstruppen im Spanischen Bürgerkrieg (*Mein Katalonien*, 1938) literarisch gestaltet. Wie bei dem Deutungsschema der verateten Revolution, das zu den Standardinterpretationen der Trotzki-Anhänger gehörte, lebt auch die Fabel davon, daß gegenüber einer anfänglichen Unterdrückungssituation, die in grellen Farben gezeichnet wird, die revolutionäre Ideologie als »human«, im Medium der Satire also als

»animalisch« und legitim erscheinen muß. Ein solches Deutungsmuster ist schon deswegen höchst problematisch, weil sich daraus ableiten ließe, daß selbst der Stalinismus noch einen »humanistischen« Kern gehabt habe, jedenfalls der Kommunismus als Ideologie auf die Seite der weltgeschichtlichen »Guten« gehöre.

Der antitotalitäre Kampf Orwells, so der belgische Essayist Simon Leys, folgte aus seinen sozialistischen Überzeugungen, da Orwell wie viele demokratische Sozialisten vor und nach ihm geglaubt hatte, nur die Niederlage des Totalitarismus könne den Sieg des Sozialismus garantieren. Daraus ergeben sich auch Schwächen in Orwells Analyse, da er den Sozialismus letztlich als eine Sache der guten Intention ansah, der sich niemand verschließen könne. Ohne hinreichend zu berücksichtigen, daß die negativen Konsequenzen des Sozialismus völlig unabhängig von guten oder schlechten Intentionen entstehen, blieb Orwell die Einsicht Leszek Kolakowskis verwehrt, der einen nichttotalitären Sozialismus mit der Vorstellung gerösteter Schneebälle gleichsetzte.

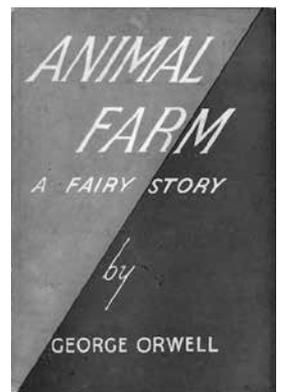
Die Naivität der Intellektuellen seiner Zeit spielte bei der Parteinahme für den Kommunismus sicher eine große Rolle. Orwells lakonischer Kommentar deutet das an: »Fast alle prominenten Schriftsteller der dreißiger Jahre gehörten zur weichgekochten, emanzipierten Mittelklasse und waren zu jung, um sich noch deutlich an den Weltkrieg zu erinnern. Für Leute dieses Schlages sind Dinge wie Säuberungen, Geheimpolizei, standrechtliche Erschießungen, Inhaftierung ohne Gerichtsverfahren etc. zu fern, um schrecklich zu wirken. Sie können Totalitarismus verdauen, weil sie nichts anderes kennen als Liberalismus.«

In einem als Vorwort zur *Farm der Tiere* vorgesehenen Text, »Die Pressefreiheit«, der aus dem Nachlaß Anfang der 1970er Jahre publiziert wurde, äußerte sich Orwell zur Zensur und weist auf den Umstand hin, daß die staatliche Zensur vergleichsweise mild war. Weit aus bedenklicher sei es, daß die literarische Zensur in Wirklichkeit »mehrheitlich freiwillig geleistet wird.« Orwell unterstreicht, worum es hier im letzten geht: »Auch ohne staatliches Verbot können unliebsame Ideen verschwiegen und unbequeme Fakten im Dunkeln belassen werden.«

Orwell kennt jene Rezensentenkollegen, die sich zu weltanschaulichen Kontrolleuren machen ließen oder auch selbst machen wollten, gut genug, um sich vorstellen zu können, wie sie ihr Urteil begründen würden, sein Buch hätte nicht gedruckt werden dürfen: »Rezensenten, die sich auf die Kunst der Verunglimpfung verstehen, werden es natürlich nicht aus politischen, sondern aus literarischen Gründen zerfetzen. Sie werden sagen, es sei ein dröges, albernes Buch und eine schändliche Papierverschwendung.« Doch Orwell weiß, daß es bei all dem nur um ein einfaches und grundlegendes Problem geht: »Hat jede Meinung, sei sie auch noch so unpopulär, ja hirnrissig, Anspruch darauf, gehört zu werden?« Im Abstrakten werden dem sogar noch viele intellektuelle zustimmen, wird es aber konkret – Orwell bezog das damals auf Kritik an Stalin –, sieht es schon deutlich anders aus.

Auch hier hat Orwell einen wirkmächtigen Mechanismus erkannt, den er mit der Auffassung mancher Kreise damals verknüpfte, es lasse sich die Demokratie nur mit totalitären Mitteln verteidigen: »Wenn man die Demokratie liebt, so das Argument, muß man ihre Feinde vernichten, mit welchen Mitteln auch immer. Und wer sind ihre Feinde? Nicht etwa diejenigen, die sie offen und bewußt angreifen, hat es zunehmend den Anschein, sondern die, die sie durch die Verbreitung irriger Lehrmeinungen »objektiv« gefährden. Anders gesagt«, so Orwells sarkastische Schlußfolgerung, »die Verteidigung der Demokratie erfordert die Zerstörung unabhängigen Denkens«.

Orwell kannte die Argumente gegen Gedanken- und Meinungsfreiheit, aber sie überzeugten ihn nicht. Auch gegenüber Moden des Denkens sollte Skepsis praktiziert werden: »Eine Orthodoxie durch eine andere zu ersetzen ist noch nicht unbedingt ein Fortschritt. Das Übel ist das Gramphonendenken selbst, ob die Platte, die gerade gespielt wird, einem nun paßt oder nicht.« Orwell studierte Satiriker wie Jonathan Swift, in dessen *Gullivers Reisen* (3. Teil) er eine Vorschau des totalitären Polizeistaats erkannte, in dem es endlose Jagden auf Häretiker sowie Hochverratsprozesse gab. Besonders ominös erschien Orwell die an Swift angelehnte Einsicht, daß das Ziel des Totalitarismus nicht nur darin bestehe, das Denken richtiger Gedanken sicherzustellen, sondern die Menschen tatsächlich »weniger



Englische Erstausgaben.

Werke George Orwells (Auswahl):

Tage in Burma, Zürich 2012;

Die Womnen der Aspidistra, Zürich 1999;

Auftauchen, um Luft zu holen, Zürich 2013;

Farm der Tiere, übersetzt von Ulrich Blumenbach, München 2021;

Farm der Tiere, übersetzt von Lutz-W. Wolff, München 2021;

1984, übersetzt von Gisbert Haefs, München 2021;

1984, übersetzt von Lutz-W. Wolff, Vorwort Robert Habeck, München 2021;

Essays, hrsg. von John Carey, New York 2002;

Im Innern des Wals, Zürich 1975;

Mein Katalonien. Bericht über den Spanischen Bürgerkrieg, Zürich 2003;

The Road to Wigan Pier, London 1989.

bewußt« zu machen. Gar nicht mehr nachzudenken ist besser, als das jeweilige Richtige zu denken, das immer noch in Widerstreit mit dem vor kurzem für richtig Gehaltenen geraten kann. »Orthodoxie war Bewußtlosigkeit«, so die entscheidende Erkenntnis Winstons in 1984, und: »Gesunder Menschenverstand war die Ketzerei aller Ketzereien.« Um sich in einem solchen System einzurichten, ist es daher am besten, befehlsgemäß »die Wahrnehmungen der eigenen Augen und Ohren zu verwerfen«.

Orwell setzte mit solchen Gedanken seine Auseinandersetzung mit Sprache und Politik in 1984 (1949) fort, wo es unter anderem um genau diese Schwierigkeit ging, wie der einzelne sich möglichst vollständig dem herrschenden Regime unterwerfen kann. Selbst wer den Roman nicht gelesen hat, kennt die Rede vom »Großen Bruder«, von den »Haß-Minuten«, den »Gedankenverbrechen« oder dem »Neusprech« sowie die Umcodierung von Begriffen und logischen Relationen à la »Krieg ist Frieden«, »Unwissenheit ist Stärke« oder »Freiheit ist Sklaverei«.

Das Bild einer totalitären Macht von unheimlichen Dimensionen, die Krieg nach außen führt, Terror nach innen ausübt und auch die Vergangenheit oder wahre Aussagen je nach politischen Notwendigkeiten manipuliert, hat sich so nachhaltig in das kulturelle Gedächtnis eingeschrieben, daß auch »Orwell« zu einem Codewort der Angst geworden ist, das wie »Kafka« oft als Kurzform bestimmte Einschätzungen und Werturteile vermitteln soll. Wie auch immer man Orwells sprachphilosophische Hintergrundannahmen bewerten will (es ist wohl nicht möglich, das Denken komplett über eine oktroyierte Sprache zu manipulieren), so sensibilisiert seine Darstellung der beiden wichtigsten semantischen Operationen im Orwellschen Ozeanien für die Einfallstore der Propaganda in den menschlichen Geist. Während das Neusprech zunehmend verhindern soll, offiziell unerwünschte Gedanken überhaupt noch zu denken oder gar zu artikulieren, bedarf es zur gesellschaftlichen Kontrolle vor allem des Zwiedenkens oder Doppeldenkens (*doublethink*), dessen berühmte Definition lautet: »Doppeldenk bezeichnet die Fähigkeit, zwei einander widersprechende Überzeugungen zugleich zu haben und beide zu vertreten. Der Parteintellectuelle weiß, in welche Richtung seine Erinnerungen verändert werden müssen; daher weiß er, daß er an der Realität herumspielt; aber durch die Anwendung von Doppeldenk überzeugt er sich auch davon, daß die Wirklichkeit nicht vergewaltigt wird. [...] Absichtlich Lügen zu erzählen, während man wirklich an sie glaubt; jede Tatsache vergessen, die unbequem geworden ist, und sie dann, wenn es wieder notwendig wird, abermals dem Vergessen zu entreißen, und zwar genau so lange, wie es erforderlich ist; die Existenz einer objektiven Realität leugnen und dabei der Realität, die man leugnet, Beachtung schenken – all das ist unerlässlich notwendig.«

Das Doppeldenk gehört zu den nachhaltigsten Phänomenen einer Priesterherrschaft der Intellektuellen, die einerseits erklären, wir lebten »in der besten Demokratie, die es in Deutschland je gab, wir leben in der freiesten Gesellschaft, die es in Deutschland je gab« (Robert Habeck); andererseits aber macht offenbar ebendiese Freiheit große Sorgen, erlebten wir doch, »wie das Gift des totalitären Denkens auch in das Fundament der Demokratie einsickert und sie von innen auszuhöhlen droht« (wiederum Habeck), so daß diese beste Demokratie auch zugleich als eine außerordentlich schwache, von Feinden ständig unterwanderte erscheint.

Orwells kritische Überlegungen zu den britischen Intellektuellen der Zwischenkriegs- und Kriegszeit, *Im Innern des Wals*, sind geprägt davon, daß ihm die Lüge stank. Nicht alle hätten sich ins politische Getriebe verwickelt, »aber praktisch jeder hatte am Rande etwas damit zu tun und nahm an Propagandafeldzügen und fragwürdigen Auseinandersetzungen teil.« Es galt: »Es war eine Zeit der Etikettierungen und Schlagworte. In den kritischen Augenblicken erwartete man von einem Schriftsteller, daß er sich selber in einen engen, kleinen, stickigen Käfig von Lügen einschloß. Im besten Fall legte sich fast jeder eine Art freiwilliger Selbstkontrolle auf (>Kann ich das überhaupt schreiben? Ist es nicht profaschistisch?<).«

Stellen wie diese inspirieren neben seiner Schöpfung eines Mythos des Totalitären bis heute Schriftsteller unterschiedlicher Kulturen, zuletzt auf beängstigende Weise den Algerier Boualem Sansal, dessen Roman 2084. *Das Ende der Welt* an den »Meister Orwell« anknüpft und in dessen Geiste ironisch mahnt: »Schlaf ruhig, brave Leute, alles ist völlig falsch und der Rest ist unter Kontrolle.« ■

Literaturhinweise:

Alain Besançon: »La Falsification du bien. Soloviev et Orwell« [1985], in: ders.: *Contagions. Essais 1967–2015*, Paris 2018, S. 643–785;

Lutz Büthe: *Auf den Spuren George Orwells. Eine soziale Biographie*, Hamburg 1984;

Robert Colls: *George Orwell. English Rebel*, Oxford 2013;

Bernard Crick: *George Orwell. A Life*, Harmondsworth 1982;

Simon Leys: *Orwell ou l'horreur de la politique*, Paris 2014;

Dorian Linskey: *The Ministry of Truth. A Biography of 1984*, London 2020;

Bernd Lippmann, Stefan Leide (Hrsg.): *Das Orwellsche Jahrhundert? Colloquium zum 100. Geburtstag von George Orwell*, Ludwigsfelde 2004;

Heinz-Joachim Müllbrock: *George Orwell – aktueller denn je*, Marburg 2013;

Robert Plank: *Orwells »1984«. Eine psychologische Studie*, Frankfurt a. M. 1983;

Hans-Christoph Schröder: *George Orwell. Eine intellektuelle Biographie*, München 1988;

D.J. Taylor: *Orwell. The Life*, London 2003;

D.J. Taylor: *On 1984. A Biography*, New York 2019;

Françoise Thom: *Langue de bois*, Paris 1993;

George Woodcock: *Der Hellscher. George Orwells Werk und Wirken*, Zürich 1985.

Autoren dieses Heftes

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.
Solidarischer Patriotismus. Die soziale Frage von rechts, Schnellroda 2020

Dr. Simon Kießling, 1971, studierte Philosophie und Geschichte in Heidelberg; Promotion 2006 mit einer Arbeit über die antiautoritäre Revolte der 68er. Er ist als freier Autor und Übersetzer tätig und lebt in Bremen und Rhadermoor.
Selbstaufgabe einer Zivilisation? Gender Mainstreaming – No Border – One World, Bad Schussenried 2019

Dr. Till Kinzel, 1968, ist habilitierter Literatur- und Kulturwissenschaftler. Verschiedene Lehraufträge, darunter TU Berlin, TU Braunschweig und Universität Paderborn. Arbeitet ferner als Übersetzer aus dem Spanischen und Englischen. 1995 erhielt er den Preis des Bundes Freiheit der Wissenschaft.
Johann Georg Hamann. Zu Werk und Leben, Wien 2019

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Vorlesen, Schnellroda 2019
Das Buch im Haus nebenan (Hrsg. mit Götz Kubitschek), Schnellroda 2020

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.
Das Buch im Haus nebenan (Hrsg. mit Ellen Kositzka), Schnellroda 2020
Hin und wieder zurück. 2017–2021, Schnellroda 2021

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Das andere Deutschland. Neun Typen, Schnellroda 2018

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Ethnopluralismus. Kritik und Verteidigung, Schnellroda 2020

Dr. Georg Nachtmann, 1983, ist promovierter Geisteswissenschaftler und Autor.

Leon Wilhelm Plöcks arbeitet als freier Geisteswissenschaftler, Autor und Dozent. Studierte Philosophie und Psychologie und absolvierte psychotherapeutische Aus- und Weiterbildungen.
Die Allianz. Skizze eines Machtprojekts, Schnellroda 2021

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Balkanfront 1941. Churchills Strategie, Schnellroda 2019

Jonas Schick, 1989, studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Sozialforschung in Mannheim und Bremen. Er arbeitet als freier Publizist und ist Herausgeber der Zeitschrift *Die Kehre*.

Dr. Caroline Sommerfeld, 1975, ist promovierte Philosophin und Mutter dreier Söhne.
Selbstrettung. Unsere Siebensachen, Schnellroda 2020

Das pandemische Regiment

von Leon Wilhelm Plöcks

Zwei Fragen können und sollen hier nicht beantwortet werden. Erstens: Wie gefährlich ist SARS-CoV-2 – aus einer um Aufrichtigkeit und Neutralität bemühten wissenschaftlichen Sicht – wirklich? Zweitens: Hat sich das Virus natürlich verbreitet oder gelangte es auf andere Weise, etwa durch einen Unfall oder eine zielgerichtete Operation, in die Umwelt? Die Existenz des Virus kann ebenso wie die Tatsache, daß es im Einzelfall schwere bis lebensgefährliche Symptome verursachen kann, schwerlich geleugnet werden. Viele Menschen versuchen daher, sich im Alltag vor Ansteckung zu schützen. Eine Folge ist, daß die zur Eindämmung der Virusübertragung, wie es unablässig heißt, staatlich verordneten Maßnahmen mittlerweile erhebliche negativ erlebte Auswirkungen jenseits des Medizinischen haben. In den folgenden Reflexionen geht es um die Frage, welche Auswirkungen dies sind und ob und in welchem Maße diese keinen Kollateralschaden darstellen, sondern mit einer Agenda korrespondieren.

Das pandemische Regiment – ein Begriffsvorschlag für das pandemiebegründete Regieren mit dem (nicht im) permanenten Ausnahmezustand – setzt offener als jemals zuvor in der Nachkriegsgeschichte demokratische Prinzipien und Grundrechte außer Kraft. Wie sonst sollte man diese Eingriffe begründen, ohne hierdurch nennenswerten Widerstand hervorzurufen, wenn nicht mit einem Krieg, einer existentiell bedrohlichen Naturkatastrophe oder eben einer Pandemie? Es wäre naiv, anzunehmen, daß es in dieser oder irgendeiner anderen Hinsicht so etwas wie eine Rückkehr zur Normalität geben wird, wenn die magische Ziffer der Inzidenz dies erlaubt. Der Ausnahmezustand wird zum Normalzustand werden, und insofern wird sich grundlegend verändern, was wir unter der Normalität unserer Existenz (zu) verstehen (haben). Die Frage ist nur, ob die meisten Menschen das auch so empfinden werden, denn sie durchlaufen gegenwärtig so etwas wie ein umfassendes Erziehungsprogramm (oder genauer eine Phase desselben) für die neue, postpandemische Welt. Dieses Programm ist ein bio- und informations-, noch mehr aber ein psychopolitisches. Durch Psychopolitik werden psychische Strukturen und Dynamiken manipulativ mißbraucht oder verändert, um bestimmte Machtziele zu erreichen. Dahinter steht ein simples Prinzip: Wer die Welt wirklich dauerhaft und grundlegend verändern will, muß den Menschen verändern, statt nur bei den Strukturen und Organisationsformen anzusetzen, in denen er lebt. Je tiefer die psychischen Schichten sind, in die psychopolitische Interventionen eingreifen, desto grundlegender sind die Auswirkungen nicht nur auf die individuelle und kollektive Psyche, sondern hierdurch auch auf das gesamte soziokulturelle, politische und wirtschaftliche Leben. Wenn wir die Folgen der »Pandemisierung« aller Daseinsbereiche wirklich erfassen wollen, müssen wir sie daher unter psychopolitischen Gesichtspunkten betrachten. Da Psychopolitik immer von Machtinteressen angeleitet ist, stellt sich zudem die Frage, ob das pandemische Regiment Teil der Agenda

eines Machtprojektes ist. Wir müssen also fragen, inwiefern den im Zuge der ausgerufenen Pandemie schon heute zu diagnostizierenden oder für die Zukunft zu erwartenden Veränderungen (auf individual- und kollektivpsychischer, sozialer, gesellschaftlicher, politischer, kultureller und wirtschaftlicher Ebene) bestimmte Absichten zugrunde liegen, die von medizinischen Erwägungen oder Notwendigkeiten unabhängig sind. Dient die pandemische Psychopolitik also im wesentlichen der Eindämmung des SARS-CoV-2-Virus oder ist sie (auch oder sogar vorwiegend) von anderen Motiven geleitet? Da wir es mit sehr weitreichenden und vielgestaltigen Veränderungen innerhalb eines größeren zeitlichen und entwicklungsmäßigen Zusammenhangs zu tun haben, stellt sich schlußendlich auch die Frage, ob die Pandemie nur eine Welle einer grundlegenden Transformation der menschlichen Verfaßtheit und Daseinsform ist, die mit ihr weder begann noch endet. Die Art der Fragestellung verweist schon auf die Tendenz, die beiden genannten Fragen eindeutig mit einem »Ja« zu beantworten.

Der Begriff der Welle ist sorgsam gewählt, denn er hebt den periodischen und den energetischen Charakter der Transformation hervor, von der hier die Rede ist. Phasen großer Transformationsprozesse, wie wir gegenwärtig eine erleben, vollziehen sich in einem Energie- oder Kräftefeld, in dem absichtsvoll und planmäßig erzeugte Impulse stets mit spontanen, unvorhersehbaren und unberechenbaren Impulsen konkurrieren, kooperieren oder synergetisch verschmelzen, um wiederum neue Impulse hervorzubringen usf. In einem solchen Feld arbeiten Machtprojekte mit strategisch geplanten Operationen ebenso wie mit Gelegenheiten. Treffen strategisch gesetzte Impulse auf erhebliche Resonanzen im Feld, vergrößern sie sich zu einer Welle, deren Eigendynamik in kurzer Zeit enorme Veränderungen zu erzeugen vermag. Der Grund ist, daß zielgerichtete Interventionen durch schlummernde, aber bereits zur Wirkung drängende mächtige Energiepotentiale um ein Vielfaches verstärkt werden. Nur so ist beispielsweise zu erklären, daß sich Deutschland seit Beginn der sogenannten Flüchtlingskrise in einem zuvor kaum vorstellbaren Maße und in kürzester Zeit so grundlegend verändert hat. Auch die Pandemie-Welle speist sich aus all den Kräften, die schon auf eine Konstellation, wie sie gegenwärtig durch die Pandemie gegeben ist, gewartet haben und die sich nun innerhalb des Feldes zu einer Bewegung verbinden, die stark genug ist, eine neue Welt zu erzeugen und die alte in einer Flut mit sich zu reißen. Aufgrund des hier beschriebenen Feldcharakters wird man die Pandemie als Phase eines Machtprojektes nicht mit einfachen Kausalitätsketten erfassen und nicht erschöpfend auf die konkreten Aktivitäten einer klar und eindeutig identifizierbaren, statisch festgelegten Gruppe zurückführen können, wie dies Verschwörungstheorien versuchen. Und dennoch: Wir haben es ganz sicher mit manipulativ begabten Intelligenzen zu tun, die wissen, wie man für die Erzeugung einer Transformationswelle benötigte Resonanzen durch Informations- und Psychopolitik hervorruft und kanalisiert.

Betrachten wir die Pandemie als Phase eines Machtprojektes, kann eine realistische Prognose der durch sie bewirkten Entwicklungen Hinweise auf dessen Zielsetzungen geben. An dieser Stelle ist natürlich nicht mehr als eine sehr unvollständige Skizze möglich. Unter pandemischen Bedingungen endet die Welt an den Grenzen des eigenen Körpers, die es gegen Viren als subversive Eindringlinge zu verteidigen gilt. Der Körper wird zum Synonym für menschliche Begrenztheit, Endlichkeit und Schwäche. Da Entgrenzung das zentrale Narrativ des postmodernen Denkens ist, wird der Körper auf diese Weise unter krisenhafter Zuspitzung als ihr letztes großes Hindernis erlebt. Die reflektorische Folge wird nicht nur eine weitere Verstärkung des postmodernen Entgrenzungsparadigmas und seiner psychopolitischen Durchsetzungsstrategien, sondern zugleich ein enormer An Schub für die Entwicklung und die Anwendung sämtlicher Technologien sein, die den Menschen von seiner biologischen Verfaßtheit und Präsenz unabhängiger machen. Neben totaler Digitalisierung verweisen Stichworte wie künstliche Intelligenz, Cyborgisierung und Robotisierung, Augmented Reality und Mind Uploading auf die Optimierung des Menschen und die Konvergenz von Mensch und Technik, die von sogenannten transhumanistischen Denkern, Entwicklern und Organisationen angestrebt werden. Wohlgermerkt geht es hier nicht nur um Philosophie, sondern um die Entwicklung von Technologien mit Milliardenetats.

»Durch die Pandemie werden in jedem Fall weniger Menschen sterben als beispielsweise im Zweiten Weltkrieg. Aber die transformativen Kräfte können ähnlich sein.«

Aus einem Interview mit Klaus Schwab, Gründer und Vorsitzender des Weltwirtschaftsforums, in: *Die Zeit* vom 21. September 2020.

»Du kannst verschiedene Menschen [...] sein und mit der Zeit werden unsere biologischen Körper überflüssig werden. Wir werden viele Körper haben und auf die Idee, von nur einem Körper abhängig zu sein [...], als eine sehr primitive Zeit zurückblicken.«

Ray Kurzweil, Leiter technische Entwicklung bei Google, in der Doku *Transcendent Man*.

Hierdurch soll ein Wesen entstehen, das sich aller Begrenzungen des bisherigen Menschen entledigt hat. Wer einen neuen Menschen, der eigentlich kein Mensch mehr ist, erschaffen will, braucht natürlich die Bereitschaft vieler Menschen, sich ohne nennenswerten Widerstand darauf einzulassen. Die informations- und psychopolitische Instrumentalisierung der Pandemie erzeugt hierfür wichtige Voraussetzungen.

Die skizzierten Entwicklungen werden wechselwirksam verstärkt durch die pandemisch eingeübte soziale Distanzierung. Hierdurch werden für die Postmoderne charakteristische psychische und soziale Prozesse eine ganz neue Dimension erreichen. Zu diesen gehören sozialautistische Phänomene wie Atomisierung, also die Auflösung langfristiger sozialer Zugehörigkeiten (beispielsweise zu einem Volk), Vereinzeln und Identitätsdiffusion (Zersplitterung der Ich-Identität aufgrund von anhaltenden Zweifeln an der sozialen, ethnischen etc. Identität). Totale Digitalisierung und die Ausbreitung transhumanistischer Technologien werden mit dissoziativen Phänomenen wie Depersonalisation (sich fremd im eigenen Körper fühlen) und Derealisation (die materielle Umwelt erscheint fremd und unwirklich) einhergehen. Dem postpandemischen Menschen werden demzufolge kollektive Identitäten und dauerhafte soziale Bindungen ebenso fremd sein wie der eigene Körper und die natürliche Umwelt. Und selbstverständlich wird er in der Illusion leben, sein eigener Gott zu sein, und dabei übersehen, in welchem Maße er in Wahrheit das Geschöpf seiner sich gottgleich wahnenden Architekten ist. Da all das zumindest in einer Übergangsphase von vielen Menschen als krisenhaft erlebt werden wird, kommt es zu dem bereits jetzt festzustellenden rasanten Anstieg von Angst- und Depressionssyndromen. Menschen, die an solchen Symptomen leiden, sind wenig geeignet, Widerstand zu leisten oder zu organisieren, und psychopolitisch sehr viel leichter manipulierbar.

Vorgeblich um die Ausbreitung des Virus dauerhaft zu kontrollieren, werden die bereits vorhandenen, unter Berufung auf einen anderen machtstrategisch designten Ausnahmezustand (9/11, »War on Terror«) entwickelten Formen der Überwachung zu einem lückenlosen System ausgebaut und mit technischen Innovationen optimiert. Sämtliche kleineren werden sich, ungeachtet entgegengesetzter, vorübergehender Reflexe, in immer größeren Ordnungen und Organisationsformen auflösen, die zum *global government* (unter Führung der USA oder China) tendieren. Im Wirtschaftsbereich wird sich, das ist schon jetzt mehr als offensichtlich, eine immer kleinere Zahl immer größerer globaler Player durchsetzen, während die kleineren und regionalen verschwinden oder von ihnen absorbiert werden. Es versteht sich von selbst, daß sich im Zuge sämtlicher hier angedeuteter Entwicklungen historisch gewachsene Gemeinschaften wie Völker vollends in entgrenzten digitalen Netzwerken auflösen werden und so die postnationale und postethnische Weltordnung und -kultur ihrer Vollendung entgegengeht.

Diese lückenhafte, realistisch begründete Prognose verrät uns im Grunde schon, mit welcher Art von Machtprojekt wir es zu tun haben. In diesem gehen postmodernistische und neoliberal-globalistische mit transhumanistischen Konzeptionen und Transformationszielen eine Synthese ein. Die Allianz der kulturellen Linken und des angelsächsischen, neoliberalen Kapitalismus wird im Zuge der pandemischen Welle um einen starken transhumanistischen Aspekt ergänzt.

Das pandemische Regiment ist Regieren mit dem Ausnahmezustand und mit der psychopolitisch instrumentalisierten Angst. Von jeher kennen Machtkonzentrationen kein wirkungsvolleres Mittel zur Durchsetzung ihrer Ziele als die Instrumentalisierung menschlicher Ängste. Menschliche Individuen und Gruppen sind durch nichts anderes so wirkungsvoll zu manipulieren wie durch psycho- und informationspolitische Aktivierung und Steuerung ihrer Urängste.

Zu diesen gehören die Angst vor Auslöschung, vor dem Tod also, und die Angst vor dem Verlust der körperlichen oder psychischen Integrität und Autonomie, mithin vor feindlicher Invasion und Aggression. Es bedarf keiner besonderen Erklärung, um festzustellen, daß die Angst vor Ansteckung mit SARS-CoV-2 und ihren möglichen Folgen diese beiden Urängste aktiviert. Die soziale Distanzierung im Zuge der Corona-Maßnahmen weckt eine der anderen Urängste, namentlich die Angst vor Verlust der sozialen Verbundenheit. In der »pandemisierten« Welt wird die eine gegen

Vgl. Leon Wilhelm Plöcks: *Die Allianz. Skizze eines Machtprojekts*, Schnellroda 2021.

»Es hat den Anschein, als würde eine [...] riesige Angstwelle die Menschheit überrollen, und als würden die Mächtigen dieser Erde diese Welle lenken und zu ihren Zwecken nutzen.«

Giorgio Agamben: *An welchem Punkt stehen wir? Die Epidemie als Politik*, Wien/Berlin 2021, S. 19.

die andere Angst ausgespielt. Die allgegenwärtige Botschaft lautet: Wenn du nicht deinen oder den Tod deiner Mitmenschen riskieren willst, mußt du soziale Kontakte meiden. Hierin ist aber auch folgende indirekte, über unbewußte Kanäle vermittelte Aufforderung enthalten: Überwinde deine Ängste vor Vereinzelung, die durch die Distanzierungspflicht geweckt werden mögen, um dein Leben und das anderer zu schützen. Das bloße Leben wird, und zwar innerhalb eines Bedrohungsszenarios, vorübergehend zum alleinigen Maßstab erklärt. Geistig-seelische und soziokulturelle Daseinsaspekte, Werte und Bedürfnisse verlieren, wenn dieser Zustand länger anhält, an Bedeutung und Substanz. Kommt dann ein neues Sinnangebot, werden die Menschen um so bereit sein, dieses zu akzeptieren.



© Bwag

Der von den Herrschenden ausgerufenen Gesundheitsnotstand dient ihnen als Rechtfertigung für die fortgesetzte Verlängerung eines Ausnahmezustands, der das »juristisch-politische [...] Dispositiv der Großen Transformation« (Giorgio Agamben) darstellt. Mit Hilfe dieses neuen Paradigmas der Herrschaft in demokratischen Staaten wird ein manipulatives Programm ausgeführt, das die ihm unterstellten Menschen – ähnlich wie das Virus den befallenen Wirtschaftsorganismus zur Reproduktion seiner DNS veranlaßt – zur Reproduktion von Verhaltens- und Denkweisen zwingt, die ihrem Wesen fremd sind. Die pandemische Gesellschaft wird zu einem Laboratorium und Trainingslager des »neuen Menschen«. So wird in einem Tempo und einem Ausmaß, die ohne das pandemische Regiment völlig undenkbar wären, nichts Geringeres als die Transformation in eine neue menschliche Daseinsform vorangetrieben. Der Pandemie als Welle eines Transformations- und als Phase eines Machtprojektes wohnt jedoch die Möglichkeit ihres eigenen Kollapses inne. Denn Lockdown, Home Office, soziale Distanzierung und krisenhaftes Erleben haben das Potential, bei vielen Menschen Prozesse des Innehaltens und der Selbstreflexion einzuleiten. Viele mögen sich dabei auch die Frage stellen, in welcher Welt sie eigentlich leben wollen. Das Resultat dieser Prozesse ist keineswegs leicht berechenbar. Die pandemische Existenzform ist potentiell also auch eine widerständige. Im Grunde genommen stellt uns die Pandemie vor eine denkbar grundsätzliche Wahl: Wollen wir in Zukunft genoptimierte identitäts- und geschichtslose Cyborgs sein, die in virtuellen Welten leben und die Macht an Maschinen (und eine kleine sie steuernde Elite) übertragen, oder akzeptieren wir, daß wir geschichtliche Wesen mit einem sterblichen Körper und einer unsterblichen Seele sind, die in dem so entstehenden Spannungsverhältnis eine spirituelle Evolution durchlaufen, die durch keine Technologie ersetzt werden kann? Die Menschheit befindet sich also wahrhaftig an einem der Scheidewege ihrer Geschichte. ■

Anti-Corona-Protest in Wien am 16. Januar 2021.

Angst und Politik

von Erik Lehnert

Gemeinhin sind diejenigen, die Angst und Schrecken verbreiten, keine guten, freiheitlichen Demokraten. Man bezeichnet sie, wenn es sich um nicht-staatliche Akteure handelt, als Schwerkriminelle und Terroristen, oder, wenn sie ihre Herrschaft auf diese Weise absichern, als Diktatoren und ihre Schergen. Die Coronakrise hat die Gewißheit über diese Rollenverteilung erschüttert. Zeugnis dafür ist das mittlerweile berühmte Papier des Innenministeriums, das sich Ende April 2020 mit der Frage beschäftigte, wie COVID-19 unter Kontrolle zu bringen sei. Es wurden dort die mittlerweile zur Gewohnheit gewordenen Maßnahmen empfohlen, die den in Modellrechnungen vorgestellten »worst case« von hohen Infektionszahlen, Intensivbettenmangel und hoher Sterberate verhindern sollten. Über die Bereitschaft der Bevölkerung, diese Maßnahmen zu akzeptieren, machte man sich Sorgen, so daß ein wichtiger Punkt des Papiers die Kommunikation ist: Sie müsse eine Schockwirkung hervorrufen, denn nur so könne man die zu ergreifenden Maßnahmen als alternativlos darstellen.

Daher wurden die Folgen einer Durchseuchung der Gesellschaft in den drastischsten Farben gemalt: »Viele Schwerkranke werden von ihren Angehörigen ins Krankenhaus gebracht, aber abgewiesen, und sterben qualvoll um Luft ringend zu Hause. Das Ersticken oder nicht genug Luft kriegen ist für jeden Menschen eine Urangst.«

Daß Kinder kaum von COVID-19 betroffen seien, solle als falsch dargestellt werden. Kindern würden sich leicht anstecken: »Wenn sie dann ihre Eltern anstecken, und einer davon qualvoll zu Hause stirbt und sie das Gefühl haben, schuld daran zu sein, weil sie z. B. vergessen haben, sich nach dem Spielen die Hände zu waschen, ist es das Schrecklichste, was ein Kind je erleben kann.« Außerdem dürften die vielen Fälle mit leichtem Verlauf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es jederzeit Rückfälle geben könne, die »ständig wie ein Damoklesschwert über denjenigen schweben, die einmal infiziert waren«. Außerdem solle »historisch argumentiert werden, nach der mathematischen Formel: $2019 = 1919 + 1929$ «. Auch wenn das mathematisch nicht ganz einleuchten mag, ist klar, daß hier suggeriert werden sollte, COVID-19 würde bei Durchseuchung so schlimm wie Spanische Grippe und Weltwirtschaftskrise zusammen. Ein Zusammenbruch der Demokratie, so könnte man meinen, läge dann im Bereich des Möglichen.

Diese Vorhersagen haben sich bislang nicht bestätigt. Daher wurde behauptet, daß diese Angstpolitik eine Form der Prävention sei, deren Gelingen man daran ablesen könne, daß ebenjenes Szenario nicht eingetreten sei – ein Argument, nach dem, wie der Philosoph Markus Gabriel zusammenfaßt, »das Ausbleiben einer Katastrophe der Beweis für den Erfolg von Schutzmaßnahmen – und niemals Beleg für deren Überflüssigkeit« sei.

»Dies wird mit der stets unbelegten, also überhaupt nicht evidenzbasierten Behauptung gekoppelt, daß das Ausbleiben von Schreckensszenarien durch die Schreckwirkung der Modelle bewirkt wird.« Diese

Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI): »Wie wir COVID-19 unter Kontrolle bekommen« (28. April 2020), www.bmi.bund.de

Markus Gabriel: »Das Präventionsparadox-Paradox«, in: welt.de vom 19. Mai 2021.

Argumentation behauptete Tatsachen, die weder verifizier- noch falsifizierbar seien, da man das Verhalten von Menschen und Viren nicht berechnen könne: »Es handelt sich vielmehr um Pseudowissenschaft, die im öffentlichen Diskurs unter dem Titel der Wissenschaft verkauft wird, eine Wesenheit, die es in diesem Singular nicht gibt. Die Wissenschaft ist eine mediale und politische Erfindung, auf die man sich gerne stützt, um sich gegen Kritik zu immunisieren.« Und, so wird man ergänzen können, um Angst zu erzeugen.

Für diese Angsterzeugung gibt es zwei mögliche Gründe: einmal den Glauben an die präventive Wirkung, die zwar ein Irrglaube ist (was aber für die Überzeugung der Verantwortlichen nichts bedeuten muß), und zum anderen den bewußten Einsatz der falschen Argumentation, weil man auf diese Art in jedem Fall, egal wie die Sache ausgeht, frei von Verantwortung wäre, da angesichts einer solchen Katastrophe jedes Ergebnis akzeptiert würde, solange es besser ist als das skizzierte Szenario. Die Alternative von Aufklärung und Forschung bot in dieser Hinsicht deutlich weniger Optionen. Im Ergebnis nehmen sich beide Begründungen nicht viel, denn in jedem Fall erzeugen sie maximale Gefolgschaft in der Bevölkerung. Das bedeutet, daß nicht Vorsorge die leitende Idee hinter dem Vorgehen war, sondern die Angsterzeugung. Das darf nicht weiter verwundern, da selbst ein so progressiver Politikwissenschaftler wie Franz L. Neumann 1954 in seinem Aufsatz »Angst und Politik« zu dem Schluß kam, daß jedes politische System auf Angst basiere. Allerdings sah er einen Qualitätsunterschied der Angst, je nachdem ob das politische System ein repressives oder freiheitliches sei. »Man kann vielleicht sagen, daß das total repressive System depressive und Verfolgungs-Angst, das halbwegs freiheitliche Realangst institutionalisiert.« Die Systeme spekulieren damit auf verschiedene Folgen der Angst. Denn Laut Neumann kann Angst den Menschen warnen und so eine »Schutzfunktion« erfüllen, sie kann aber auch eine destruktive Wirkung haben und zur panischen Angst werden, wenn das neurotische und psychopathologische Element in ihr stark ist. Schließlich könne es einen »kathartischen Effekt« geben, der den Menschen durch eine überwundene Gefahr im Hinblick auf die gefährvolle Zukunft stärke und so eine freie Entscheidung ermögliche.

Für Neumann war 1954 klar, daß es sich bei der Bundesrepublik Deutschland um ein freiheitliches politisches System handele, das allerdings auch nicht davor gefeit sei, einer regressiven Massenbewegung zum Opfer zu fallen. »Die Welt ist für die Ausbildung regressiver Massenbewegungen anfälliger geworden. Vielleicht nicht so sehr in Deutschland, weil die historische Erfahrung trotz aller Versuche, die Erinnerung an den Nationalsozialismus zu verdrängen, doch recht stark nachwirkt.« Zwanzig Jahre später konstatierte der Soziologe Helmut Schelsky für die Bundesrepublik die Klassenherrschaft der Sinnproduzenten und Sinnvermittler. Es war damit etwas eingetreten, das in Neumanns Kanon gar nicht vorkam.

In seinem Buch *Die Arbeit tun die anderen* schildert Schelsky die unvermeidliche Etablierung einer neuen sozialen Heilsreligion. Das Zwingende der Entwicklung sieht er in den technischen und sozialen Strukturveränderungen, die in ihrer Richtung unaufhaltbar seien. Diese schafften die Macht von Menschen über Menschen nicht aus der Welt oder verringerten sie im Zuge der »Demokratisierung«, sondern gäben der Herrschaft lediglich eine neue Grundlage. Damit das funktioniert und akzeptiert wird, muß, so Schelsky, die neue Grundlage verschleiert werden. Daher würden die »neuen Herren« weiterhin betonen, daß der Mensch durch politische und wirtschaftliche Macht unterworfen und ausgebeutet werde. Hieraus zögen die neuen Eliten doppelten Nutzen, da sie so ihre eigene Herrschaft gegen Kritik immunisierten und gleichzeitig als Erlösung und Schutz vor den anderen Mächten wahrgenommen würden. Schelsky hat damals drei Herrschaftsformen unterschieden: Herrschaft durch Information oder Belehrung, durch soziale Betreuung und durch wissenschaftliche Planung.

Herrschaft durch Information oder Belehrung ist durchaus kein neues Phänomen, da die Manipulation der Menschen schon immer als Teil der Möglichkeit genutzt wurde, anderen seinen Willen aufzudrücken. Hier verschleiert eine Art von Pseudopluralität den Grundzug der Informationsherrschaft, die daraus hinausläuft, den »Menschen immer mehr und leichter von einer Führung seines Lebens aus eigener Lebenserfahrung« abschneiden zu können. Die gegenwärtigen Tendenzen an den Schulen und

Franz L. Neumann: »Angst und Politik« (1954), in: ders.: *Wirtschaft, Staat, Demokratie. Aufsätze 1930–1954*, hrsg. von Alfons Söllner, Frankfurt a. M. 1978, S. 424–459.

Helmut Schelsky: *Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen*, Opladen 1975.

Das Geschäft der Tröster. Hoffnung zum halben Preis, München et.al. 1980
(= Herderbücherei Initiative 36)

Helmut Schelsky: *Der selbständige und der betreute Mensch. Politische Schriften und Kommentare*, Stuttgart 1976.

Hochschulen haben Schelskys griffige Formel, »wer lehrt, herrscht«, sicherlich noch einmal plausibler gemacht. Der Zusammenhang zwischen Information und Belehrung ist gerade bei Themen wie Gendern und »cancel culture« schlagend. Was die einen vorbereiten, setzen die anderen um. Der Anpassungsdruck beginnt schon im Kindergarten, der Umgang mit Abweichlern erzeugt bei Unwilligen die nötige erzieherische Angst, es ihnen nicht gleichzutun. Was zu Zeiten Schelskys der gerade begonnene Marsch der 68er durch die Institutionen war, ist heute längst vollzogen. Entscheidend ist hier nicht nur die moralische Grundierung, die es letztlich in jedem Regime gab, sondern die lückenlose Belehrung über das richtige Leben.

Die Angst wächst aber vor allem durch das zweite Herrschaftsphänomen, die soziale Betreuung, was nichts anderes bedeutet, als die Herrschaft der Betreuer über die Betreuten, wobei erstere oftmals identisch mit den Lehrern sind oder zur selben Elite gehören. Sie treiben den Ausbau der »großorganisatorischen Hilfssysteme« voran und können sich dabei des Beifalls der Betreuten je gewisser sein, desto umfassender das System etabliert ist. Gleichzeitig wird die Macht der »Sozialvormünder« gestärkt: »Wenn diese Hilfsprogramme dann aber den modernen Sozialperfektionismus einer von Intellektuellen ersonnenen Vollbetreuung annehmen, dann ist die Herrschaft der Betreuer über diese Menschen fest gegründet«. Fürsorge führt in diesem Fall zur Unselbständigkeit und schließlich auch dazu, keine eigenen Vorstellungen vom Zusammenleben mehr zu entwickeln, da Gemeinschaft nur im Rahmen der Betreuung vorstellbar ist. Wie immer bei solcher Kritik an den Auswüchsen des Sozialstaats betont auch Schelsky, daß damit keineswegs verhindert werden soll, denjenigen Hilfe zu gewähren, die wirklich auf Hilfe angewiesen sind. Allerdings: »Die demonstrative Ausbreitung des geborgten Elends aus aller Welt und die fast einer Gehirnwäsche gleichkommende Überbetonung der Randgruppen [...] schafft eine Dramaturgie der durchgehenden sozialen Ungerechtigkeit und Hilfsbedürftigkeit«. Diese bilde die Grundlage einer Herrschaft, die unhinterfragt bleibe, weil alle, Betreuer und Betreute, vermeintlich von ihr profitierten.

Das, was Schelsky damals als die neue Form des Untertanen bezeichnet hat, den betreuten Menschen, ist das Resultat dieser Bemühungen, die dafür sorgen, daß sich die Angst völlig von den Realbindungen löst. »Die sozialpsychologisch erzeugte Hilflosigkeit schafft ihrerseits erst den ängstlichen und unsicheren Menschen in einer Dimension, wie ihn die realen Verhältnisse, zumal bei uns, in keiner Weise bedingen«. Schelsky konstatiert weiter eine »Art seelisch-soziale Ohnmacht und Willensschwäche gegenüber dem Praktischen und Erreichbaren«, woraus immer öfter die Flucht ins Selbstmitleid und die »Anrufung der sozialen Abstraktheiten« folgten. Hinzu trete das »Ressentiment der Beherrschten«, das sich nicht nur in Angst, sondern auch in Neid und Zorn äußere, wenn die totale Abhängigkeit ins Bewußtsein tritt.

Diese werde durch Hinnahme der wissenschaftlichen Planung noch verstärkt. Planung ist zwar Bestandteil jeder Machtausübung, da Politik danach streben muß, das Leben im Hinblick auf die Zukunft zu bestimmen; was Schelsky allerdings damals als neues Moment auffiel, hat sich in einer Weise etabliert, die kaum noch eine Lücke für eine politische Planung erkennen läßt. Zum einen ist Planung in den Händen von Wissenschaftlern monopolisiert worden, von denen sich die Politik beraten läßt. Das ist wohl kaum jemals so augenfällig geworden wie im Verlauf der Corona-Krise. Beratung hat die Politik zwar bitter nötig, weil sie kaum in der Lage ist, die vielfältigen Faktoren zu überschauen, von denen unsere Gegenwart bestimmt ist. Allerdings konstatiert schon Schelsky, daß die Beschränkung auf die Analyse immer seltener anzutreffen ist. Längst plant die Wissenschaft mit und nimmt die Politik an die Hand. Dadurch hat sich die wissenschaftliche Beratung vom Dienstleister in einen Herrscher verwandelt, »in die meist verdeckte Autonomie der Planer gegenüber den legitimen institutionellen Führungen«.

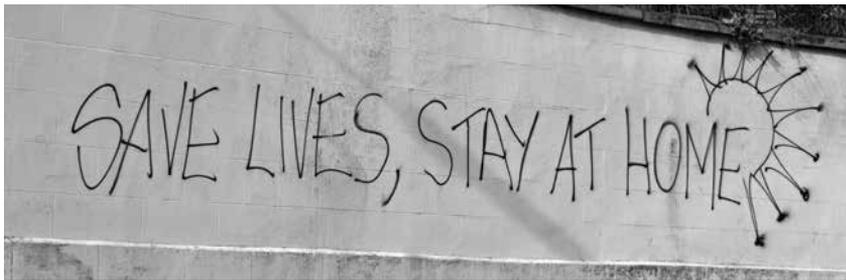
Eine Folge davon können wir gegenwärtig beobachten: Wenn der Plan nicht aufgeht, ist niemand verantwortlich. Die wissenschaftlichen Planer sind von der Verantwortung entlastet, weil sie die Durchführung des Plans den Politikern überlassen haben. »Nur in sehr seltenen Fällen ist der früher in allem politischen Handeln selbstverständliche Grundsatz, daß, wer plant, auch die Verantwortung für die Durchsetzung und Durchführung des Planes übernehmen muß, heute noch gültig.« Sollte der Plan mißlingen,

sind die Durchführenden schuld, die wiederum die Verantwortung auf die Planer abschieben können, die allerdings ebensowenig haftbar zu machen sind. Eine sinnvolle Erfolgskontrolle, die immer auch Konsequenzen beinhalten muß, ist auf diese Weise nicht möglich. Und es ist klar, daß auch das Belehren und das Betreuen Folgen auf die konkrete Ausgestaltung der Planung haben: Deren Ziel ist am Ende immer mehr soziale Gerechtigkeit und immer mehr Betreuung und Belehrung, was gerade im letzten Jahr noch einmal deutlich wurde. Die Coronakrise stellte die Akzeptanz der Herrschaft der Betreuer auf eine harte Probe, weil auf einmal sichtbar wurde, daß es sich bei der Freiheitlichkeit des politischen Systems um eine Pseudofreiheit handelt, die nur dann gewährt werden kann, wenn die Betreuten nicht aus der Reihe tanzen. Und damit ihnen die Gefolgschaft auch im eingeschränkten Leben nicht zu schwer falle, wurde der Bereich der Betreuung einfach ausgeweitet.

Nehmen wir die Kategorien von Neumann, haben wir es zweifellos mit einem regressiven System zu tun, das die Angst institutionalisiert hat. Diese Angst ist allerdings keine Realangst mehr, sondern eine neurotische Angst, die sich aus der inneren Unfreiheit der Menschen ergibt. Unter diesem Aspekt ist die von Schelsky 1975 noch aufgeworfene Frage, ob es möglich sei, die Macht der Sinnproduzenten zu kontrollieren, sinnlos.

Die Freiheitsansprüche der Menschen sind schlecht gegen die Herrschaft des Belehrens, Betreuens und Planens zur Geltung zu bringen, wenn im Grunde Einigkeit darüber besteht, daß wir noch mehr und nicht etwa weniger von dieser Herrschaft benötigen, um unsere Probleme zu lösen. Die Sucht nach immer mehr Betreuung und Versorgung hat jede riskante Tugend, zu der auch das Wissenwollen gehört, verkümmern lassen. Der Mensch der westlichen Kultur hat sich selbst hilflos gemacht, weswegen er für das Schreckensszenario der Corona-Pandemie empfänglich war.

Gerd-Klaus Kaltenbrunner:
»Zur Krise der politischen Tugenden. Über die Bedrohung der Freiheit und des Menschen im pervertierten Sozialstaat«, in: Bernard Willms (Hrsg.): *Handbuch zur Deutschen Nation*, Band 2: *Nationale Verantwortung und liberale Gesellschaft*, Tübingen 1987, S. 109–128.



»Die Sucht nach immer mehr Betreuung und Versorgung hat jede riskante Tugend, zu der auch das Wissenwollen gehört, verkümmern lassen.« Graffiti in Whitby, North Yorkshire, Großbritannien 2020.

Auch wenn die Herrschaft der Sinnproduzenten durch den offenen Einsatz der Macht keinerlei Schaden genommen hat und ihre Herrschaft vielleicht gefestigter denn je ist, muß die Frage nach einem Ausweg gestellt werden. Neumann sah ihn 1954 im Angriff gegen die Angst und für die Freiheit, zu der er die Professoren und Studenten bringen wollte. »Wir müssen reden und schreiben.« Schelsky sah die Lösung »in einer von der Wurzel der sozialen Tatbestände her neu gedachten Vorstellung der Freiheit der Person und einer soziologisch begründeten Gewaltenteilung«, in die auch die neuen Formen der sozialen Macht einzubeziehen wären.

Um dieses Problem zu lösen, braucht es aber etwas, das über das Moment der Kritik hinausgeht. Es braucht einen Sinnstifter, der der Betreuung etwas entgegenstellt. Immer wieder hat es diese Momente gegeben, in denen eine Welt zu geordnet schien, in der es nichts mehr zu erobern gab und die damit ihre Attraktivität verloren hatte. In diesen Moment machten sich die Besten zu neuen Ufern auf, stifteten etwas Neues. Allerdings waren die Betreuung und die Sekurität noch nie so groß wie heute, so daß das Loskommen vom süßen Gift der Betreuung ungleich schwerer fällt. In der Konsequenz gleicht der betreute Mensch dem »Hund in der Sonne« (Erhart Kästner), der nur Angst vor seinem Herrchen hat und eines nicht werden kann, Sinnstifter. Er ist noch nicht einmal in der Lage, sein betreutes Dasein in Frage zu stellen. Aber ganz offensichtlich war der Mensch nicht immer so, sonst hätte es nie die starken Gefühle und Leidenschaften gegeben, von denen die Geschichte voll ist. Solch eine Haltung war immer mit Einbußen an Lebensqualität verbunden, weil ein Zerschneiden der Gehäuse nie gefahrlos ist. Aber es führt kein Weg zur Selbstbestimmung, der nicht steinig wäre. Daß nicht jeder ihn gehen kann, darf nicht dazu führen, das von der Gleichheitsideologie errichtete Verbotsschild zu akzeptieren. ■

Gerhard Nebel: »Gemüsegarten und Freiheit«, in: ders.: *Hinter dem Walde*. 16 *Lektionen für Zeitgenossen*, Hamburg 1964, S. 40–52.

Erhart Kästner: *Der Hund in der Sonne und andere Prosa*, Frankfurt a.M. 1975.

Angst und Ökonomie

von Benedikt Kaiser

Michel de Montaigne (1533–1592) wird die Erkenntnis zugeschrieben, daß die Angst »alle anderen Beeinträchtigungen an Heftigkeit« übersteige. Nun lebte der katholische Philosoph in der Hochphase der »Hugenottenkriege« von 1562 bis 1598. Angst meinte während dieser acht verzweigten religiösen und machtpolitischen Konflikte ursächlich Todesangst. Während dieser gegenseitigen Massaker und Racheorgien am Ende der Renaissance festigte sich in Frankreich die zentralistische Macht; regionale und »föderale« Sonderheiten wurden strikt untergeordnet. Heinrich IV. (1553–1610, französischer König ab 1589) schuf den Pariser Einheitsstaat und überwand damit die zurückgekehrte »Angst des Naturzustandes«, in dem »jeder jeden töten« konnte, wie Carl Schmitt formulierte. In seiner staatsphilosophischen Schrift *Leviathan* affirmiert Schmitt eine solche Überwindung des elementaren Bürgerkrieges durch eine organisierte Entität, da erst in einem solchen »zivilen«, staatlichen Zustand alle Staatsbürger ihres physischen Daseins sicher« seien; erst »hier herrscht Ruhe, Sicherheit und Ordnung«. Angst als wesentliche Todesangst wurde in der Geschichte der letzten fünf Jahrhunderte somit immer wieder durch den Staat eingehegt, der die physische Existenz seiner ihm anvertrauten Staatsbürger zu schützen hatte (was er freilich nicht immer leisten konnte oder wollte), während die Alltagsbereiche der Menschen, darunter die persönliche Stellung im Wirtschaftsprozeß, größtenteils durch die Verhältnisse strukturiert und tradiert wurden: Der Mensch wirkte entsprechend seiner gemeinschaftlichen Aufgabe, die ständische Gliederung sorgte für Gewißheiten, die Religion gab einen Denk- und Handlungsrahmen vor – den einzelnen umgaben somit feste religiöse, politische und ökonomische Gefüge. Den Tod zu vermeiden, vor dem man sich in Gestalt des Krieges oder einer Krankheit fürchtete, blieb das zentrale, in jedem Falle primäre Motiv im Kontext der Angst.

Doch Angst umfaßt mehr Teilbereiche als die Angst vor der eigenen Auslöschung, insbesondere in den für viele Menschen komplexen und damit fordernden Epochen der Moderne und der Postmoderne. Angst stellt nunmehr, in den Worten des Wahrnehmungsforschers Rainer Mausfeld, »allgemein eine Verunsicherung des Gefühlslebens dar«, die man, bezieht sie sich auf ein konkretes Objekt, »Furcht« oder »Realangst« zu nennen gewöhnt ist, wohingegen Angst, der es an einem konkreten Gegenstand zumindest objektiv mangelt, als »neurotische Angst« oder als »Binnenangst« firmiert. Realangst im Sinne Mausfelds könne durch aktives Handeln des betroffenen Menschen bewältigt werden, Binnenangst bleibe demgegenüber »in der Person gefangen« und werde »als gegenstandslose, kaum konkretisierbare Grundstimmung in das eigene Leben aufgenommen, lähmt die betroffene Person, zehrt ihre Energien aus und verstärkt ihre Neigung zu Rückzug, Isolation und schließlich zu Regression und Apathie«. Nicht verwunderlich erscheint demnach, daß Binnenängste machtpolitisch in erheblichem Maße instrumentalisierbar wirken und ausgenutzt werden

»Der Schrecken des Naturzustandes treibt die angsterfüllten Individuen zusammen; ihre Angst steigert sich aufs äußerste; ein Lichtfunke der Ratio blitzt auf – und plötzlich steht vor uns der neue Gott. Wer ist dieser Gott, der den angstgequälten Menschen Frieden und Sicherheit bringt, die Wölfe in Staatsbürger verwandelt und sich durch dieses Wunder als Gott erweist, freilich nur als »sterblicher Gott«, als *deus mortalis*, wie Hobbes ihn nennt?«

Carl Schmitt: *Der Leviathan*, S. 48.

können. Daher sind Akteure, die einen solchen Typus von Angst zur gesellschaftlichen Waffe machen, daran interessiert, daß Binnenängste gefördert werden – auch, indem Formen der Realangst (Furcht) verstärkt in Arten der Binnenangst transformiert werden. Entsprechende Transformationen in der neueren und neuesten Geschichte bezeichnet Mausfeld als »zentrale Herrschaftstechnik«, die erst unter den Bedingungen der kapitalistischen Demokratien der westlichen Hemisphäre reüssieren konnte. Denn hier gehe es wesentlich darum, eine vorhandene Diskrepanz zwischen der wohlfeulenden Rhetorik der Demokratie und den Realitäten des Kapitalismus zu verschleiern, um die Legitimität des Bestehenden zu maximieren und den grundsätzlichen Widerspruch (als Dissens mit den Herrschenden) zu minimieren. Auf der einen Seite gab es in Westeuropa in Zeiten des modifizierten Kapitalismus im Sinne einer sozialen und gehegten Marktwirtschaft Schutzmaßnahmen verschiedenster Art für die absolute Mehrheit der Bevölkerung über alle Schichten hinweg, von denen viele – aufgrund der liberalen »Arbeitsmarktreformen« längst nicht alle – noch heute wirksam sind und ein Sicherheitsnetz bieten. Auf der anderen Seite gelang es den Kräften des Marktes im Zeichen der »langen Wende zum Neoliberalismus« (Wolfgang Streeck) ab den 1980er Jahren, zunehmend Barrieren für die eigene Entwicklung zu beseitigen, die Nationalstaaten marktförmig umzubauen und die relativ gesicherten Verhältnisse des »klassischen« Arbeitsmarktes zunehmend zugunsten eines »flexiblen« Pendantes zu ersetzen. Das ging einher mit einem erheblichen Zuwachs von bis dato atypischen Beschäftigungsverhältnissen: Aus Berufen wurden *Jobs*, aus Festanstellungen temporäre, aus unbefristeten Verträgen befristete, aus tarifvertraglich gebundenen Beschäftigungen immer häufiger geringfügige, aus dem unternehmensverbundenen Mitarbeiter der Leiharbeiter usw. Die bekannten Pole der relativen Einkommens- und Lebensplanungssicherheit wichen in den letzten vier Jahrzehnten in vielen Bereichen und vor allem in ländlichen Regionen »prekären«, das heißt unbeständigen und unberechenbaren Arbeitsverhältnissen, was sich auf Familienplanung und Lebensqualität der Betroffenen auswirken kann. Rainer Mausfeld verweist daher auf die immanente Funktion der Angst (i. S. v. Binnenangst) für bestimmte Gesellschaftsschichten im Kapitalismus: Wer Angst vor beruflichen (und damit in der Regel auch privaten) Brüchen in seiner Biographie mit sich trägt, erweist sich für die politisch und ökonomisch Herrschenden als gefügiger und konformistischer; ferner läßt er sich leichter auf seine neue identitätsstiftende Rolle als »Unternehmer seiner selbst« zurückwerfen, der einem permanenten Schwebezustand ausgesetzt ist. Just diese Situation, die die rund vier Millionen Selbständigen in Deutschland als Teil ihres Lebensentwurfs nur allzu gut kennen, wird fortan auch für einen erklecklichen Teil der 27 Millionen Angestellten und der sieben Millionen Arbeiter aller Branchen – das ist die absolute Bevölkerungsmehrheit im erwerbsfähigen Alter – zumindest als latente Bedrohung realer: Je nach individueller Vertragssituation (befristet vs. unbefristet, Leiharbeiter vs. Tarifvertrag usw.) kann die Einkommensquelle versiegen, kann ein Sprung ins Unbekannte erforderlich sein, was ideologisch aufgeladen als »Freiheit« des einzelnen propagiert wird. Zugespitzt fährt Mausfeld fort, daß es sich hierbei um einen »pervertierten Freiheitsbegriff« handle. Die »Freiheit« einer Person beziehe sich darauf, daß »sie sich den Kräften des ›freien Marktes‹ zu unterwerfen« und, »von allen gesellschaftlichen und sozialen Banden ›befreit‹«, als Marktteilnehmer zu funktionieren habe, was einer kontinuierlichen Entwurzelung gleichkomme. Zudem werde die Verantwortung einseitig dieser entwurzelten Persönlichkeit aufgebürdet: »Scheitert sie auf dem ›Markt‹, so darf sie nicht gesellschaftliche Verhältnisse verantwortlich machen, sondern muß dies ihrem individuellen Versagen zuschreiben.«

Obschon offensichtlich ist, daß Mausfeld wie viele andere (Alt-)Linke dazu neigt, ein entgegengesetztes Extrem zu favorisieren – die Persönlichkeit von Selbstverantwortung loszusagen und (fast) alles »den Verhältnissen« zuzuschreiben –, bleibt sein im Anschluß eingeführter Terminus »Psychotechnik der Machtstabilisierung« bedenkenswert. Der einzelne ist ja im Zeitalter der liberalen Massengesellschaft tatsächlich zu oft mit sich selbst beschäftigt, findet Entlastung und Zerstreuung im Konsum, nimmt den Staat als jederzeit zu bemühenen Dienstleistungsgaranten wahr, der einem eigenverantwortlichen Denken »abnimmt«, und vermeidet in der Regel politisches Engagement in kollektiven Strukturen, da er, bewußt oder

»Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? Viele fühlen sich nur als verwirrt. Der Boden wankt, sie wissen nicht warum und von was. Dieser Zustand ist Angst, wird er bestimmter, so ist er Furcht.«

Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung* (1959). Erster Band, Frankfurt a. M. 1973, S. 1.

unbewußt, mit sich selbst und seinem (am besten gelegentlich neu zu erfindenden) Lebensentwurf und -vollzug zu ringen hat. Der konsumorientierte Mensch, satt und ichbezogen, ist zu jeder Zeit der herrschaftsstabilisierende Mensch.

Dieser neue Mensch, der gegen jede anthropologisch rückgebundene Vernunft geschaffen wird, wird in unseren Tagen doppelt reglementiert: Einerseits durch den strafenden Markt, der Ausscheren (ob politisch, menschlich, gesellschaftlich usw.) mit Sanktionen (Arbeitsplatzverlust, Lohnkürzung usw.) beantwortet. Andererseits schnürt der von Interessengruppen aller Art usurpierte Staat den einzelnen in ein Korsett von Regelungen und Vorschriften. Letzteres, in der Coronakrise vor allem für Selbständige aller Art – ganz besonders in den Bereichen Gastronomie und Einzelhandel – erfahrbar, kulminiert in dem Zusammenspiel aus schwachem und starkem Staat: schwach im Hinblick auf große Spieler, sehr Vermögende, Lobbygruppen aller Art; stark im Hinblick auf die zur Norm werdende Übergriffigkeit gegenüber dem durchschnittlichen Staatsbürger. Mausfeld erfaßt



diese negative Erscheinungsform der Dialektik, wenn er diesen scheinbaren Widerspruch geradezu als Essenz des Neoliberalismus in seinem Endzustand ausmacht (also augenblicklich, das heißt kurz vor seiner Aufhebung durch den *Great Reset* in Richtung einer Mixtur aus staatsmonopolistischem Kapitalismus 2.0, Big-Tech-Herrschaft und feudal anmutender Reichtums- und Machtkonzentration bei linksliberaler Hegemonie über die geistige Sphäre): Der Neoliberalismus ziele ab »auf die Schaffung eines gewährenden schwachen Staates für Reiche und Konzerne und zugleich auf die Schaffung eines starken disziplinierenden Staates für die Bevölkerung«. Ebendieses Prinzip müßte vom Kopf auf die Füße gestellt werden: ein gewährender Staat »für die Bevölkerung«, also die »normalen Menschen« des Volkes, ein starker und disziplinierender Staat für steuer- und gemeinschaftsvermeidende »Reiche und Konzerne«. Das Verhältnis von Angst und Ökonomie sähe sich somit – zumindest in größten Zügen – korrigiert.

Die Angst vor drohender (politisch-ökonomischer) Disziplinierung und ihren gesellschaftlichen Folgen kann man auf zwei Wegen überwinden: Auf der einen Seite durch die Förderung eigenverantwortlicher Persönlichkeiten, die sich selbst jene Räume verschaffen, die ihnen die Luft zum Atmen lassen; Persönlichkeiten, die der Angst weder als realem Phänomen noch als Konstrukt der Angst-Lobbyisten Zugriff auf ihr Leben gewähren. Auf der anderen Seite gelänge dies, indem der Staat Schutzräume grundsätzlicher Natur für jene bereithielte, die weder zur Selbständigkeit

tendieren noch bei »den Großen« oder gar bei staatlichen oder staatsnahen Stellen sicher untergekommen sind. Mitzudenken ist bei letzterem Sachverhalt, daß unter jetzigen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen die Gestaltung von nachhaltigen Schutzräumen von einem widersprüchlichen Charakter geprägt ist. Denn sie müßte gerade so vollzogen werden, daß Schutz durch den Staat nicht gleichgesetzt wird mit den Ansprüchen, die man – nicht zuletzt aufgrund einer zeitgeistbedingten Vollversorgungsmentalität in Teilen der Gesellschaft – an den Staat stellen will, verstärkt auch durch Forderungen migrantischer Kreise. Diese Einschränkung ist bedeutsam und kann final wohl erst aufgehoben werden, wenn ein grundsätzlicher Wandel des Politischen ebenso durchgesetzt werden kann wie eine begleitende Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse.

In einer Situation, in der das dominierende Problemkonvolut seine Überwindung in einem verbesserten Staat entgegensähe, würde man den »klassischen« staatlichen Angstvermeidungsaufgaben – »Ruhe, Sicherheit und Ordnung« (Schmitt) – zweifellos mehr Vorschußvertrauen entgegenbringen, als es aufgrund des heutigen, usurpierten bzw. deformierten Apparates und der Herrschaft rotgrün rückgebundener Gesellschaftserzieher der Fall sein dürfte. Gegenwärtig tritt zu oft »an die Stelle des Schutzes durch den Staat [...] der Schutz vor dem Staat« (Reinhart Koselleck), indem Freiheitsräume vor dem allumfassenden Zugriff bewahrt werden müssen.

Diese Umkehrung der Verhältnisse – prinzipiell staatsnahe Menschen auf der Suche nach staatsfernen Refugien – entspricht einer bundesdeutschen Sondersituation und birgt einige Ambivalenzen. Bei der Kritik an diesem Staat und seinen handelnden Akteuren darf aus rechter Sicht keineswegs der Eindruck erzeugt werden, daß man die Institutionen per se ablehnt, obwohl es falsche Entscheidungen bestimmter Politiker und Verantwortungsträger sind, welche die Mißstände hervorrufen und verschärfen. Die staatlichen Institutionen funktionieren prinzipiell, sie sind insbesondere in Deutschland traditionell tragfähig. Nur wurden sie über Jahrzehnte hinweg zur Beute von Parteien, Lobbygruppen und einer aggressiven, antifaschistisch grundierten Zivilgesellschaft. Deshalb scheint auch im politisch alternativen Bereich gelegentlich eine grundlegende Staatsferne durch, wo es im eigentlichen Sinne um die Befreiung des Staates von seinen Usurpatoren und um die Bewahrung der Idee des Staates gegen ihre reale Depravation gehen müßte.

Zu dieser Idee des Staates zählt auch – nicht zuletzt aufgrund des immanenten Solidarprinzips –, effektive Schutzschirme für all jene zu setzen und durchzusetzen, deren Lebensvollzug entlang »normaler« (in linksliberaler Auffassung: »spießiger«, »reaktionärer« und dergleichen mehr) Marker verläuft, deren möglicher (!) Verlust spezifische Angstgefühle reproduziert: Arbeit, Familie, Heimat. Es handelt sich bei diesen »normalen« Lebensentwürfen, für die der »bindungslose Selbstverwirklichungs-Individualismus« (Sahra Wagenknecht) etwas Fernes ist und traditionelle Gemeinschaftswerte etwas Nahes sind, gewiß nicht um jene vor Kreativität überbordenden, sich selbst stetig neu erfindenden Individuen und auch nicht um verschiedene innovative Unternehmertypen. Aber diese beiden Beispielschichten kommen in jeder modernen Gesellschaft leidlich voran und stellen auch in der Bundesrepublik Deutschland naturgemäß quantitative Minderheiten dar. Für die Mehrheit, und auch dies wird durch die anhaltende Coronakrise verstärkt, wächst Unsicherheit dort, wo Abstiegsrealien oder auch nur Abstiegsängste zirkulieren. Die hohe Legitimitätsrate in der Bevölkerung, welche die herrschenden Eliten trotz zunehmender Malaise genießen, ist wesentlich dem ewigen Wohlstands- und Konsumversprechen der Bundesrepublik geschuldet. Es bröckelt indes der Putz vom Mythos des Wirtschaftswunderlandes BRD – »Das ist das beste, das freieste Deutschland, das wir je hatten« (Jens Spahn dixit) –, wenn etwa die für viele Menschen reale Gemengelage aus Arbeitslosigkeitserfahrungen, relativer Erwerbsarmut (»Aufstocken« bzw. Transferbezug trotz eigener Arbeit), gewachsenem Niedriglohnsektor (der größte seiner Art in der EU), konstant hohen Pendlerzahlen sowie weiteren Problemfeldern wie Leih- und Zeitarbeit die Unsicherheit ob der neuen, »flexiblen« und »offenen« Arbeitsmarktsituationen verstärkt. Just aus einer Sicht, die dem gemeinschaftlichen Leben in tradierten und Sicherheit offerierenden Strukturen (Familie, Volk, Nation etc.) mehr Priorität beimißt als Profitmaximierung und anderen inhärenten Mechanismen der herrschenden Produktionsweise, ist diese multiple

»65 Prozent der AfD-Wähler kommen aus Milieus, die der »sozialen und kulturellen Modernisierung« skeptisch gegenüberstehen. Die Wähler aller anderen im Bundestag vertretenen Parteien dagegen gehören mehrheitlich dem Lager der »Modernisierungsbefürworter« an. Die Chiffre Modernisierung steht für zweierlei: Zum einen für die sozialen und ökonomischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, also für Wirtschaftsliberalismus, Globalisierung und Sozialabbau. Und zum anderen für die kulturellen Werte des Linksliberalismus, also für Identitätspolitik, Kosmopolitismus und Individualismus, die die sozialökonomischen Veränderungen in eine Modernisierungs- und Emanzipationsgeschichte umdeuten. [...] Dazu paßt, daß gerade AfD-Anhänger in Umfragen immer wieder den »weit verbreiteten Egoismus, das fehlende Miteinander und das Macht- und Profitstreben« in unserer heutigen Gesellschaft kritisieren.«

Sahra Wagenknecht: *Die Selbstgerechten*, S. 177f.

Prekarität (d.i. die Ausweitung unsicherer Beschäftigungsverhältnisse) verheerend. Denn für viele Millionen Deutsche, überwiegend »Somewheres«, originär Verwurzelte in Ost wie West, sind damit Verhältnisse entstanden, in denen ein dauerhaft beständiger Lebensentwurf – stete Arbeit in der eigenen Heimat, um explizit dort seine Familie gut zu ernähren – nicht mehr ohne weiteres möglich erscheint (obgleich das gelegentlich subjektivem Empfinden geschuldet ist, nicht immer also realiter der Fall ist).

Dieser Lebensentwurf der Verwurzelung von Mensch und Arbeit in der Heimat ist jedoch als Anker neu zu gründender Familien auch angesichts der demographischen Katastrophe des deutschen Volkes dringend notwendig und bedürfte, staatspolitisch betrachtet, höchster Gewichtung. Unter individualistischen Bedingungen der jetzigen Gesellschaftsordnung ist eine Umkehr indessen nicht in Sicht. Statt Sicherheit, Stabilität und Ordnung im Lebensvollzug und des begründbaren Vertrauens in stabile Familienverhältnisse (als den Kern gemeinschaftlichen Zusammenhalts) grassieren zu oft Unsicherheit, Unbeständigkeit und mögliche Wirren, was subkutan oder offen Angst entstehen läßt – jedenfalls bei denen, die als Seßhafte und Heimatverbundene nicht stetig und abschnittsweise »der Arbeit nach« ziehen wollen und denen das propagierte smarte »Lebensgefühl« der dauermodernisierten Arbeitswelt, das geprägt ist von »Ungebundenheit, Freiheit und Weltbürgertum« (Wagenknecht), zuwider ist.

»Den auf Grundlage der Arbeit entworfenen Lebensplan«, so formuliert es daher Wolfgang Fritz Haug, »löst der in wechselnden Gelegenheiten zusammengestückelte Lebenslauf ab« – ein ganz zentraler Unterschied zwischen der sozial relativ abgesicherten Bundesrepublik als »nivellierter Mittelstandsgesellschaft« (Helmut Schelsky) und den Verhältnissen nach der (neo)liberalen Kehre der 1980er Jahre und folgenden. So erleben heutige Generationen trotz vorhandenem, beispiellosem Wohlstand der Gesamtwirtschaft eine Situation, »in der schlechthin alle Lebensverhältnisse von Unsicherheit gekennzeichnet sind«. Zu viele, die damit – typisch für atomisierte und ökonomistisch ausgerichtete Gesellschaften – »auf sich selbst zurückgeworfen« (Haug) werden, verzichten angesichts der neuen, falschen Normalität auf eine Familiengründung und auf ein geographisch und strukturell verwurzelt Dasein, das wiederum durch Zwangssituationen wie Berufspendeln, Leiharbeit etc. ohnehin erschwert wird. Wichtig ist hierbei, zu begreifen, daß es nicht ansatzweise »nur« um die seit David Graeber als »Bullshit-Jobs« definierten Formen von (gemeinschaftlich betrachtet: überflüssigen) Beschäftigungen geht, »die so vollkommen sinnlos, unnötig oder schädlich« sind, »daß selbst der Beschäftigte ihre Existenz nicht rechtfertigen kann«. Ganz im Gegenteil betrifft es einen repräsentativen Querschnitt der bodenständigen Gesellschaft – von Servicekräften bis zu Pflegern, von Heizungsinstallateuren bis zu Montageschlossern, von Solo-Selbständigen bis zu Kaufleuten, das heißt von unteren Schichten bis zur abstiegsbedrohten Mittelschicht. Letztere stellt in Krisensituationen traditionell eine »gärende« Masse dar und gerät nicht zwingend aufgrund ihrer realen sozialen Situation oder konkreter Betroffenheit in Bewegung, sehr wohl aber aufgrund eines geistigen Zustandes: aus Angst. Gewiß: Die Angst in der Mitte vor Deklassierung ist nicht neu; Ferdinand Fried erblickte hierin eine Startbedingung für das durch eine mittelschichtenbasierte »konservative Revolution« herbeizuführende *Ende des Kapitalismus* (1932) in Weimarer Zeiten, Barbara Ehrenreich legte sechzig Jahre später eine ergiebige Analyse mit dem sprechenden Titel *Angst vor dem Absturz. Das Dilemma der Mittelklasse* (1992) im bundesdeutschen Berritt vor. Aber das, was ein linker Forscher wie Reinhard Opitz dazwischen als »Proletarisierung der Mittelschichten« bezeichnen wollte – das »Ausgeliefertsein« in der »Lohnarbeit«, wie es in marxistischem Jargon heißt, meint Unsicherheit im künftigen Lebensvollzug –, erfährt durch die Coronakrise und die fortschreitende Digitalisierung relevanter Wirtschaftsbereiche tatsächliche Brisanz für all jene, die weder sich selbst als daueroptimierende Hyperkreative darstellen noch zu den fünf Millionen Deutschen im (konjunktursicheren) öffentlichen Dienst zu rechnen sind. 2021 ff. sieht erst jene »ökonomische Konzentration und wissenschaftlich-technische Revolution«, die 1969 noch als stimulierender Mythos – als Propagandathese mithin – bemüht werden mußte. Zu hoffen ist, daß diese sich nun tatsächlich vollziehenden Prozesse, von denen die »Mitte« am stärksten betroffen sein wird, eine »Repolitisierung der innenpolitischen Szenerie bewirken

»Eine Ökonomie, deren zentraler Antrieb darin besteht, aus Geld mehr Geld zu machen, beruht auf jener kalten Kosten-Gewinn-Kalkulation, für die Tradition und Brauchtum, Religion und Moral nur störende Hindernisse sind. Wo sich alles rechnen muß, verlieren die Dinge ihren immanenten Sinn und Wert.«

Sahra Wagenknecht: *Die Selbstgerechten*, S. 213.

»Es ist nicht vordergründig der Staat, der die Meinungsfreiheit einschränkt, sondern die sogenannte Zivilgesellschaft breitet sich vormundschaftlich aus. Zum ›Feind‹ werden Brüder und Schwestern. Viele trauen sich unter bisherigen Freunden, Arbeitskollegen und sogar in der Familie nicht mehr, ihre Meinung frei zu äußern, weil sie verdächtigt werden könnten, von einer Infektion mit dem ›Rechtsvirus‹ angesteckt zu sein. Das macht den gravierenden Unterschied zu DDR-Verhältnissen deutlich: Es bedarf gar keiner Stasi mehr, die paranoische Überwachung und Denunziation geht von Teilen der Bevölkerung selbst aus – genauer gesagt, von deren Abwehrbedürfnis gegen bedrohliche Wahrheiten, so daß wir von einer innerseelischen ›Stasi‹ sprechen können. Eine potentielle Abwertung bis hin zur Ausgrenzung ist eine unheimliche Macht, die viele Menschen verstummen läßt.«

Hans-Joachim Maaz: *Das gespaltene Land*, S. 161.

und den repressiven Frieden der Formierten Gesellschaft, soweit er bereits hergestellt war, in Gefahr bringen« (Opitz) können. Wenn die gesellschaftliche (nicht: politische) Mitte aber tatsächlich von Abstieg und Unsicherheit bedroht ist, wird sie gerade nicht nach links blicken und vom politischen Juste Milieu, das für diese neue Situation verantwortlich zu machen sein wird, nichts mehr wissen wollen. Dies erst wäre die Stunde einer solidarischen und patriotischen Prinzipien verpflichteten Rechten – zumindest dann, wenn sie bis zu diesem Zeitpunkt als selbstbewußte Formation die authentische Repräsentation all derer ist, die an die Versprechen der »Eliten« geglaubt haben und künftig erfahren werden, daß diese sie nicht länger einhalten können oder wollen: etwa deshalb, da sie die staatlichen Kassen für »Klimaschutzziele« oder die Folgen offener Grenzen zu plündern bereit sind. Menschen revoltieren ja nicht, wenn sie arm sind, sondern wenn sichere Annahmen keine Realisierung finden und Versprechen nicht länger eingehalten werden (können). Schlüssig konstatiert auch der politische Provokateur Slavoj Žižek, daß »die Leute nicht rebellieren, wenn die ›Dinge wirklich schlecht stehen‹, sondern wenn ihre Erwartungen enttäuscht werden« – wenn sie also angesichts eines möglichen Abstiegs »Angst« oder zumindest Sorge verspüren.

Hier muß man nun den inhärenten Doppelcharakter der Angst in der augenblicklichen Ökonomie deutlicher machen und die Sonderrolle für das rechte Lager betrachten: Angst kann im Politischen zu Apathie und Enthaltensamkeit führen oder aber zur Mobilisierung beitragen. Zwar hat ein Gesellschaftskritiker wie Bernd Stegemann recht, wenn er Ängste als Mittel begreift, um die Menschen zugunsten der herrschenden Ordnung auszurichten, und insofern er akzentuiert, daß »das emotionale Regime des Kapitalismus« gezielt »kollektive Ängste« nutzt, um die Normalbürger in ein konformistisches Korsett zu pressen. Doch übersieht er, daß er und seinesgleichen selbst mit diesen Angstproduzenten in einer gemeinsamen Front stehen, weil ihr Ziel beinhaltet, entsprechende Konformitätskampagnen einseitig gegen rechts auszurichten, von wo aus man allein tatsächliche Opposition fürchtet; auch weil man weiß, daß es immer renitente Delinquenten geben wird, bei denen Angst nicht zur Teilnahmslosigkeit, sondern zu bewußtem Engagement führt: zur Flucht nach vorn. Erst in diesem Zuge wird verständlich, weshalb Kapital und subordinierte Politik sämtliche »Veränderungsenergien auf Ablenkziele« (Rainer Mausfeld) umleiten und den Kampf gegen rechts zum Dauerprinzip der nur in dieser Feinderklärung zu sich selbst findenden negativen Bevölkerungsgemeinschaft stilisieren. Denen, die aufgrund der Verhältnisse bereits Angst in sich tragen, wird neue Angst gemacht, wenn sie dazu tendieren, wirklich und nachhaltig vom vermeintlich »Alternativen« abzuweichen. Somit sind kapitalistische Ökonomie und Angst kein Zwillingenpaar; der Kampf gegen rechts macht sie zum Drilling. Denn die Angst möglicher Noch-nicht-Rechter vor Arbeitsplatzverlust und gesellschaftlicher Ächtung ist heute, fast fünf Jahrhunderte nach Michel de Montaigne, jene Angstform, die »alle anderen Beeinträchtigungen an Heftigkeit« übersteigt. In einer postmodernen Konsumgesellschaft, deren Angehörige sich oft explizit über Job, Geld und Status definieren (was einstweilen im großen Maßstab nicht zu ändern ist), scheint der drohende Verlust von Job, Geld und Status durch mediale und politische Stigmatisierung eine smarte wie wirkungsvolle Waffe der Herrschenden zu sein; eine Waffe, die als Abschreckungsinstrument effektiv wirkt, ohne daß staatliche Stellen repressiv vorgehen müssen wie noch in den 1989/90 untergegangenen Systemen linker Bürokratenapparate.

Würde nun diese Form der speziellen Angst fallen, sähe sich der Zusammenhang aus Angst und Ökonomie zumindest im Bereich des dezidiert Politischen negiert, jenem Bereich, der für eine politische Alternative besonders bedeutsam erscheint. Aus diesem Grund ist die Erziehung zur Resilienz derer, die einer »Mosaik-Rechten« prinzipiell zugänglich sind, ebenso dringlich wie die perspektivische Gestaltung von Schutzschirmen für all jene, deren politische Enthaltensamkeit tatsächlich von der Furcht vor Arbeitsplatzverlust rührt (und nicht als bequemer Vorwand für subjektive Apathie instrumentalisiert wird). Denn just den selbstbewußten, selbstsicheren und auch im monetären Segment angstfreien Widerständigen will der politisch-ideologische Staatsapparat ebenso verunmöglichen wie führende Wirtschaftskreise und die konformistische Linke. Diese neue Einheitsfront bedarf der Angstproduktion; wir bedürfen ihrer Überwindung. ■

Literaturhinweise:

- David Graeber: *Bullshit Jobs. Vom wahren Sinn der Arbeit*, Stuttgart 2018;
- Wolfgang Fritz Haug: *Kritik der Warenästhetik. Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus*, Frankfurt a.M. 2017;
- Benedikt Kaiser: »Abstiegsangst und Aufbegehren im Krisenkapitalismus«, in: *Sezession* 75 (Dezember 2016), S. 28–31;
- Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt* (1959), Frankfurt a.M. 2021;
- Hans-Joachim Maaz: *Das gesplattene Land. Ein Psychogramm*, München 2020;
- Rainer Mausfeld: *Angst und Macht. Herrschaftstechniken der Angstherzeugung in kapitalistischen Demokratien*, Frankfurt a.M. 2019;
- Reinhard Opitz: »Grundfragen oppositioneller Alternativen und Strategie«, in: ders./Friedrich Hitzler (Hrsg.): *Alternativen der Opposition*, Köln 1969, S. 395–406;
- Carl Schmitt: *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols* (1938), Stuttgart 2012;
- Bernd Stegemann: *Die Öffentlichkeit und ihre Feinde*, Stuttgart 2021;
- Sahra Wagenknecht: *Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm – für Gemeinsinn und Zusammenhalt*, Frankfurt a.M. 2021;
- Slavoj Žižek: *Ärger im Paradies. Vom Ende der Geschichte zum Ende des Kapitalismus*, Frankfurt a.M. 2015.



Versuch über die infantile Angst

von Simon Kießling

Jene Epochen der Geschichte, in denen eine Großzivilisation damit beginnt, die territorial begrenzte, kleinteilige Staatenwelt zu absorbieren und ihre nationalen Kulturen einzuebnen, sind zugleich die Zeitalter einer universal ausgreifenden, kollektiven Aufwallung der Angst. In einer sich unabsehbar weitenden Welt geht die heimatliche Verbundenheit mit Ort und Land verloren, werden lebensweltliche Zugehörigkeiten und Daseinsverhältnisse brüchig, erfährt sich der Mensch als Individuum, das alleine in der Welt steht. Wenn die tragende Überlieferung brüchig wird und das Eigentümliche, das Halt gibt, für wertlos und nichtig gilt, stellt sich die Welt als unheimlich und bedrohlich dar. Es kommt die Zeit der Unheilserwartungen und Heilsverheißungen, der Untergangspropheten und Erlöser, denen die Aufgabe zugemessen ist, die ubiquitär empfundene Verunsicherung und Angst zu bewirtschaften, die bevorstehende endzeitliche Katastrophe an die Wand zu malen und der geistigen Obdachlosigkeit neue, sinnstiftende Inhalte anzubieten. Die verunsicherte, geistig abgezehrte Masse sucht nach affektiver Entlastung und wird empfänglich für jeden dramatischen Vorstellungsinhalt, jede apokalyptische Erzählung, an die ihre Angst sich anhängen kann.

Verunsicherte, angstgesteuerte Sozialkollektive begeben sich der Tendenz nach in eine Kindsposition, schalten in einen Modus der Infantilität. Handelnd und die Welt betrachtend wie ein Kind, sehnt man sich nach psycho-ökonomisch entlastender Gewißheit, nach Schutz und Sicherheit im Angesicht einer allseits heraufziehenden Gefahr. Der Umstand, daß eine Gesellschaft in den Kindern eine seherische Kraft verkörpert sieht und der Kindlichkeit ein revolutionär-sozialtherapeutisches Potential zubilligt, impliziert eine fundamentale Absage an die Vergangenheit, an das historisch Vorgefundene und Gewordene. Die Kinder sind diejenigen, die von Geschichte und Kultur noch verhältnismäßig unberührt, von der Sünde unbefleckt, von jenen kulturell erworbenen Formen und Ordnungen unverdorben sind, die nach dem Willen der Apokalyptiker überwunden, zerstört und durch neue, geschichtslos-utopische (Jenseits- oder Gegen-)Welten ersetzt werden sollen. Die Kinder sind die geborenen Führer, welche die Menschheit aus den Fängen der alten, untergehenden Welt und ihres logisch-kohärenten, rational berechnenden Denkens erretten und in einen lichten, erlösten, von namenloser Angst entlasteten Kosmos führen sollen. Das Heil ist somit nur jenen verheißen, die sich von der Denk- und Lebensweise der alten Gesellschaft, von der herrschenden Ordnung der Welt möglichst vollständig abwenden und distanzieren. Der schuldig gewordene Mensch muß einen sofortigen, radikalen Kurswechsel einleiten, um die beispiellose Katastrophe noch in letzter Minute abwenden zu können. Er kann dem Untergang nur entkommen, indem er in einen neuen, postgeschichtlichen Kosmos eintritt, der mit der alten, in Schuld und Sünde verstrickten Welt

nichts mehr gemein haben darf. Nur wer mit dem Bestand der geschichtlichen Überlieferung konsequent bricht und das neue Reich der Herrlichkeit betritt und annimmt wie ein Kind, kann der kommenden, allumfassenden Apokalypse entrinnen.

Eine (seit Platons Beschreibung des »schönen, jugendfrohen Anfangs der Tyrannis«) immer wieder validierte Gesetzmäßigkeit der politischen Entwicklungs- und Gestaltenlehre besagt, daß das Ende des freiheitlichen Gemeinwesens naht, wenn Kinder und Jugendliche beginnen, den politischen Raum zu okkupieren. Wenn alles geschichtlich Überkommene wertlos und nichtig wird, ist auch der von den Vätern und Vorvätern geschaffene, auf Dauer gestellte, institutionell gesicherte politische Körper nur noch Teil einer obsoleten, geschichtlich kontaminierten Welt. Die infantile Weigerung, die Bedürfnisbefriedigung aufzuschieben und den eigenen Wunschvorstellungen Beschränkungen aufzuerlegen, verträgt sich nicht mit jener Politik des realpolitisch Mach- und Erreichbaren, die in den Einrichtungen und Gesetzen des freiheitlich verfaßten Staates verkörpert ist. Eine infantil regredierte Politik ist fest entschlossen, kompromißlos und gegen alle Widerstände (mit dem Teddybär im Arm oder dem Kantholz in der Hand) das allumfassend Gute durchzusetzen. Indessen ist, wie schon Hannah Arendt feststellte, »die Güte als eine in sich stimmige Lebensform innerhalb der Grenzen des öffentlichen Bereichs nicht nur unmöglich, sondern, wo immer sie versucht wird, ausgesprochen zerstörerisch. Niemand ist sich der ruinösen Qualitäten der tätigen Güte klarer bewußt gewesen als Machiavelli, der in einem so berühmten wie berüchtigten Absatz zu sagen wagte, er wolle die Menschen lehren, nicht gut zu sein.«

Die Maßlosigkeit des kindlichen Wunsch- und Anspruchsdenkens überschwemmt die von den Vorfahren errichteten und mühsam verteidigten Grenzen, um einem Reich der uneingeschränkt reinen Herzen, der Humanität ohne Wenn und Aber den Weg zu bereiten. Indem das überlieferte Bildungsideal und die geistig-künstlerische Tradition als vom Ungeist einer alten Zeit befallen und vergiftet gelten, wird jene kulturelle Substanz zerrieben, aus der sich das bürgerliche Selbstbewußtsein und die potentielle Widerständigkeit gegen eine macht- und zwangsstaatliche Vereinnahmung speisen können. Für die auf diese Weise existentiell verängstigte, wehrlose Gesellschaft ist Entlastung von der namenlosen Verunsicherung erst dann erreicht, wenn ein neues Äquilibrium entstanden ist: eine neue Ordnungskonzeption, die, der kindlichen Gemütsverfassung entsprechend, maximal komplexitätsreduziert ist, indem sie sämtliche Spuren der alten Welt und ihrer Ordnungen getilgt hat und an ihre Stelle einen neuen, universalstaatlichen, störungsfrei autoritär regierten Kosmos setzt, dessen gütiger Aufsicht man sich schutz- und hilfesuchend unterstellt. Auf dem durch jugendfrohe Zeloten der Dekonstruktion planierten, vom vielschichtig komplexen Gestrüpp der Geschichte gereinigten Gelände schreiten die neuen Herren, die Regenten der Einen Welt um so leichtgängiger und ungehinderter voran. Die Unterwerfung unter die Masterpläne philanthropisch erleuchteter Finanzmogule und Tech-Milliardäre und ihre hybriden bio-hygienischen Projekte, die unser aller Überleben sichern sollen, ist atemberaubend. In dem angstgetriebenen, infantil regredierten Sozialkollektiv ist der eigensinnige, auf der autonomen Gestaltung seines Lebens bestehende Charakter nicht mehr gefragt. Wenn die westlichen Gesellschaften sich entschließen, in der Kindsposition und im Modus der Angst zu verharren, begeben sie sich immer weiter in die Hände paternalistischer, planetarisch aufgestellter Mächte, denen die Aufgabe zugewiesen ist, uns allzeit zu beschützen, zu versorgen und zu betreuen.

Diese Herrscherfiguren des kommenden paternalistischen Weltverwaltungsregimes wirken, wie Norbert Bolz andeutet, wie wohlwollend-fürsorglich auftretende Figuren, die uns väterlich an die Hand nehmen, nur unser Bestes wollen und uns in die richtige Richtung lenken; deren überlegene Kalküle uns davor bewahren sollen, durch allzu eigensinniges Denken oder unbedachtes Handeln Schaden an Körper und Seele zu nehmen. Doch hat die universale väterliche Aufsicht, in deren Arme sich die infantilisiert verängstigte Gesellschaft flüchtet, noch eine andere, düstere Seite: Sie spiegelt sich in jener Titulatur des *pater patriae* wider, welche die einstigen Herrschergestalten des römisch-spätantiken Weltimperiums sich zuerkennen ließen, um mit ihrer Hilfe die ehemals privaten, weitreichenden Autoritätsbefugnisse des *pater familias* in den politisch-staatsrechtlichen

»Güte aber, die, ihrer Verborgenheit überdrüssig, sich anmaßt, eine öffentliche Rolle zu spielen, ist nicht mehr nur nicht eigentlich gut, sie ist ausgesprochen korrupt, und zwar durchaus im Sinne ihrer eigenen Maßstäbe; sie kann daher im Öffentlichen nur einen korrumpierenden Einfluß haben, wo immer sie sich zeigt.«

Hannah Arendt:
Vita Activa.

»Daß Kinder sich als politische Aktivistinnen aufspielen, ist nur möglich, weil Erwachsene sich wie Kinder behandeln lassen und lassen wollen. Strukturell hat sich diese Einstellung im wohlfahrtsstaatlichen Paternalismus niedergeschlagen. [...] Es ist die Herrschaft der Betreuer, eine gewaltige, bevormundende Macht, die das Leben der Vielen überwacht, sichert und komfortabel gestaltet.«

Norbert Bolz: *Avantgarde der Angst.*

Raum zu erweitern: Vermittels der Rechtsfigur des *pater patriae* wird die altrömische Verfügungsgewalt des Vaters über Leben und Tod seiner Kinder (die *vitae necisque potestas*) auf die gesamte Untertanenschaft ausgedehnt, also auf jene politisch entmündigte Gesamtbevölkerung ausgeweitet, in die das weltumspannende Universalstaatswesen die vormals autonomen, handlungsmächtigen Völker eingeschmolzen hat. Morphologisch analog hierzu sprechen sich auch die fürsorglich auftretenden Universal-Magnaten unserer Tage die Berechtigung zu, im Bunde mit Ärzten, Medizinern, Biowissenschaftlern und Gesundheitsexperten in unsere unmittelbare, physische Lebendigkeit zu intervenieren. Die paternalistisch-technokratischen Weltenlenker fühlen sich berufen und ermächtigt, die als unzulänglich empfundene menschliche Leiblichkeit genetisch zu manipulieren, transhumanistisch zu optimieren und thanato-politisch zu eliminieren. Erst in einer von cäsarischen Gestalten regierten, grenzenlos ermächtigten, eine politisch entrechtete Masse ingenieurmäßig verwaltenden Universalstaatlichkeit (und nicht, wie Giorgio Agamben in seiner rechtsphilosophischen Untersuchung über den *homo sacer* meinte, im neuzeitlichen Staat überhaupt) erhält das »hagiographische Epitheton« des *pater patriae*, der omnipotenten väterlichen Staatsgewalt, »seine ursprüngliche, finstere Bedeutung« zurück.

Der Zusammenklang von apokalyptisch aufgeladenen Narrativen, infantiler Komplexitätsreduktion und zwangsstaatlichem Verfügungsanspruch verweist zugleich auf jenes Phänomen der Realtranszendenz, das den prometheischen politischen Großprojekten der Moderne zugrunde liegt. Demnach wird die ursprüngliche, kosmisch-jenseitige Verheißung in die Immanenz des Diesseits verlagert und profanisiert. Das aus allen Bindungen entlassene, menscheitsunmittelbar gestellte Individuum wendet sich dabei Sinnangeboten zu, die die umfassende Verlustfahrung kompensieren. Haben wir es insofern mit einer neuen Form jener totalitären Demokratie zu tun, die schon Jacob Talmon auf die Emanzipation des Menschen aus allen Traditionen, Abhängigkeiten und überkommenen Institutionen zurückführte? Wenn alle mittelbaren Machtzentren – Klassen, regionale Gemeinschaften, Korporationen – zerfallen, finden sich die Individuen von einem einzigen Allgemeinwillen geleitet wieder, dessen Durchsetzung eine übermächtige Staatsgewalt übernimmt. Bedeutet dies, daß auch die sich abzeichnende Priesterherrschaft der Sozialhygieniker und der Klimatologen jenem ehernen Gesetz der modernen messianischen Bewegungen unterliegt: nämlich wieder zu verschwinden, nachdem sie die materiellen, sozialen und geistigen Ressourcen des von ihnen okkupierten Gesellschaftskörpers in einem Maße aufgezehrt haben, das dieser nicht länger verkraften kann? Oder sehen wir uns möglicherweise genötigt, noch einen Schritt weiterzudenken? Stehen wir eventuell vor einer epochalen Transformation des Politischen, die den herkömmlichen Begriff der Geschichte überhaupt in Frage stellt? Signalisiert die progressive Inbesitznahme des (welt-)politischen Raumes durch die »kolossalen Individualitäten« (Hegel) von Gates bis Trump und von Soros bis Schwab, daß der abendländische Zivilisationsraum sich anschickt, in eine Ära der Cäsarenherrschaft einzutreten, wie Oswald Spengler sie vorausgesehen hat? Demnach sind die Cäsaren jene »Tatsachenmenschen von ungeheurem Verstande«, die ein neues, den Kampf um Ideen, Rechte und Prinzipien obsolet machendes (Geschichte im klassischen Sinne stilllegendes) Zeitalter begründen. Die paternalistischen Universal-Magnaten »ergreifen das Weltregiment, und das Reich der Bücher und Probleme erstarrt oder versinkt in Vergessenheit.« Die von ihnen bestimmte Epoche kennt nur noch die persönliche Geschichte und den persönlichen Machtehrgeiz jener, die sich in den »Privatbesitz der Welt« zu setzen versuchen und um diesen konkurrieren.

Deuten das herrische Auftreten der Welt-Oligarchen, die überall feststellbare Unterwerfungslust und der beschleunigte Abbau rechts- und verfassungsstaatlicher Formen darauf hin, daß wir tendenziell auf eine abendländische Cäsarenzeit zusteuern, in der es »keine politischen Probleme mehr gibt«? Ströme von Blut, so Spengler, hatten »zur Zeit der kämpfenden Staaten das Pflaster aller Weltstädte gerötet, um die großen Wahrheiten der Demokratie in Wirklichkeit zu verwandeln und Rechte zu erkämpfen, ohne die das Leben nicht wert schien, gelebt zu werden. Jetzt sind diese Rechte erobert, aber die Enkel sind selbst durch Strafen nicht mehr zu bewegen, von ihnen Gebrauch zu machen.« ■

»Wenn es in jedem modernen Staat eine Linie gibt, die den Punkt bezeichnet, an dem die Entscheidung über das Leben zur Entscheidung über den Tod und die Biopolitik somit zur Thanatopolitik wird, dann erweist sich diese Linie heute nicht mehr als feste Grenze, die zwei klar unterschiedene Bereiche trennt. Sie ist beweglich und verschiebt sich in immer weitere Bereiche des sozialen Lebens, wo der Souverän immer mehr nicht nur mit dem Juristen, sondern auch mit dem Arzt, dem Wissenschaftler, dem Experten und dem Priester symbiotisiert.«

Giorgio Agamben: *Homo Sacer*.

Literaturhinweise:

Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, Frankfurt a.M. 2002;

Hannah Arendt: *Vita Activa oder vom tätigen Leben*, München 1967;

Norbert Bolz: *Avantgarde der Angst*, Berlin 2020;

Platon: *Politeia – der Staat (Dialogorum de Republica)*, Stuttgart 1855;

Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, München 1963.

Der ängstliche Körper

von Ellen Kositzka

»Das macht mir irgendwie angst.« »Da krieg ich arge Bauchschmerzen.« Darf man sagen, daß dies heute populäre Geständnisse seien? Vor dreißig, vierzig Jahren wären solche Äußerung unüblich gewesen. Damals war das Zeitalter der öffentlichen Emotion noch nicht angebrochen. Daß sich Ängste und Sorgen gern körpermetaphorisch kleiden, ist konsequent. Beides hängt ja tatsächlich zusammen.

Offen geäußelter Angst eignet genau wie der sich somatisch artikulierenden, hypochondrischen Sorge etwas Ansteckendes. Wir kennen das aus dem Nahbereich: Eine Schülerin äußert, ihr sei »voll schlecht«. Eine weitere folgt, dann setzt der Dominoeffekt ein: Es folgen eine dritte, gar eine vierte, fast allen ist plötzlich speiübel, Gendergefälle inklusive, also eher den Mädchen – pardon, aber das ist evident, Eltern von Schulkindern werden wissen, was ich meine.

Inwiefern greift die Konjunktur eines im Klassenzimmer oder – das Szenario mal im größeren Maßstab angenommen – medial vervielfältigten Begriffs auf die (gefühlte) Realität über? Der Terminus beziehungsweise die Gefühlsäußerung »Angst« sowie mit ihr assoziierte Wortverwandte (Panik, Trauma, Trigger, Flashback) sind seit etlichen Jahren auf gewisse Art so modisch wie magnetisch geworden: Filmszenen, in denen einer Frau anzüglich hinterhergepöfcht wird, »triggern« empfindsame Gemüter, denen auch mal hinterhergepöfcht wurde. Einer, der in seiner Umgebung Augenzeuge eines anaphylaktischen Schocks wurde, leidet fortan schwer unter Bienenpanik. Jemand, der die Großmutter auf dem Sterbebett sah, ist »traumatisiert« und kann das Wort »Tod« nicht mehr ertragen. Offenkundig haben uns 71 Jahre ohne Krieg (übrigens ein Rekord) zu einem zitternden, bibbernden, angststüchtigen Volkskörper gemacht.

Es gibt nun also eine »Angstspirale«, analog zur »Schweigspirale«, die die Demoskopin Elisabeth Noelle-Neumann 1965 konstatierte (und 1972 aktualisierte). Opfer der sogenannten Schweigspirale hielten und halten den Mund, weil sie lieber nicht zu denen gehören wollten und wollen, die abseits der veröffentlichten Meinung stehen. Das ist seither ein psychologischer, häufig erklärter Effekt. Ein erwähnenswertes Phänomen zwischen der Schweige- und der Angstspirale ist übrigens als »Bystander-Effekt« oder »Pluralistische Ignoranz« bekanntgeworden: Wer Unrecht geschehen sieht, wird mit nachlassender Wahrscheinlichkeit eingreifen, je mehr ebenfalls tatenlose »Bystander«, also Danebensteher, Zuschauer, Gaffer anwesend sind. Von der konkreten Lebenswelt ist das relativ problemlos auf die virtuelle Umgebung der sozialen Netzwerke übertragbar: All diese soziologisch greifbaren Phänomene betreffen die Gruppendynamik. Im Zeitalter der sozialen Medien ist nichts ohne solche Bewegungsrichtungen relevant. Schweigen, Ignorieren, Angst haben – das ist eine Trias.

Die Angstspirale greift noch mehr als die Schweigspirale oder der Zuschauereffekt vom rein seelisch-moralischen Raum über auf den Leib. Sie

»Wenn Ausdrücke [Trauma, Depression, Angststörung], die man eigentlich nur zur Diagnose der Verfassung einzelner Individuen einsetzen kann, quasi auf Gruppen verallgemeinert werden, dann werden die Begriffe natürlich so entleert, daß sie immer weniger aussagen. Das schwächt die Kommunikation ungeheuer.«

Maria-Sibylla Lotter in einem Deutschlandfunk-Interview vom 5. April 2021.

»In einem Text über das Dritte Reich hatte Dora einmal eine Beschreibung gefunden, wie früh in kippenden Gesellschaften die Angst das Ruder übernimmt. Wie sich fast unmerklich neue Kriterien in die kleinsten Alltagsentscheidungen einschleichen. Was man zu wem noch sagen darf. Wann man ein Restaurant besser verläßt oder einen anderen Weg zur Arbeit nimmt. Das Gehirn gewöhnt sich an die Vorgaben der Angst, integriert sie ins Denken und verwischt die Spuren. Man leidet nicht unter der Angst, sondern praktiziert sie. Man paßt sich der veränderten Lage an, bis man schmerzlos mit dem Hintergrund verschmilzt.«

Juli Zeh: *Über Menschen*, München 2021.

gemeindet den Körper ein in ihre beengenden Mechanismen. Angst pflegt nicht im diffus »Seelischen« steckenzubleiben. Angst spiegelt sich stets im Körper ab. Echte Angst löst zwingend körperliche Reaktionen aus: Herzrasen, Schweißausbruch, Zittern, Atemnot. Daß es »nützliche« Ängste – nämlich bei konkret drohender Gefahr – und damit einhergehende Körperreaktionen gibt, ist bekannt. Ängste, die sich nicht in Flucht oder offensivem Widerstand artikulieren können, schlagen auf entlegene Symptome um. Bekannt ist diese Interdependenz zwischen Körper und Seele seit Jahrhunderten. Niederschlag in der publikumsorientierten Kultur fand das Phänomen beispielhaft in Rainer Werner Fassbinders Gastarbeiter-Melodram *Angst essen Seele auf* von 1974. Hier erleidet der (offensiv als bemitleidenswert geframte) Marokkaner Ali ein sorgenbedingtes Magenschwür, »wie so viele Gastarbeiter, die unter schlechten Bedingungen leiden« (Wikipedia).

Offiziell so bezeichnet und kassenärztlich finanziert wird der seelisch-körperliche Zusammenhang, also die »Psychosomatik«, trotz einer langen Forschungsvorgeschichte aber erst seit 2003. Zuvor liefen Psychotherapie (für die milderen Fälle, volkstümlich: Neurosen) und Psychiatrie (für die heftigeren Kandidaten, die Psychotiker) parallel, das heißt: getrennt zur körpersymptomorientierten Schulmedizin. In der insofern recht neuen psychosomatischen Rubrik spielt das Thema »Angst« eine überaus gewichtige Rolle. Es gibt eine Fülle psychosomatisch orientierter Literatur zu Themen wie Eß- und Zwangsstörungen oder Alkoholsucht. Bücher zu Ängsten und Depressionen (die ohnehin oft Hand in Hand gehen) tauchen in Bestsellerlisten auf. *Angststörungen und Panikattacken für immer loswerden* und *Angst kocht auch nur mit Wasser* und *Die Angst, der Buddha und ich*: aktuelle Spitzentitel, die den Ratgeberbedarf bedienen.

»Freie Plätze« bei ambulanten Psychotherapeuten (man vergißt das so leicht, wo ständig von vorgeblich fehlenden »Intensivbettenkapazitäten« die Rede ist) gibt es derzeit kaum oder gar nicht mehr. Man staunt und kann es kaum glauben, wenn man die Zahlen psychiatrischer Fachverbände liest, wonach zwölf Millionen Deutsche von Angststörungen betroffen sind. Destatis, das offizielle statistische Portal des Bundes, stützt diese kühne Behauptung jedoch: 25 Prozent der Deutschen sind und waren in ihrem Leben »angstgestört«. Diverse »Ängste vor Dingen oder Tieren« oder der Faktor »extreme Schüchternheit« (ein vielsagendes Phänomen, das man auffächern könnte) machen dort den Hauptteil aus. Sämtliche offiziellen Angstmessungen fanden »vor Corona« statt. Die Angst in Corona-Zeiten hat noch keine Ziffern – oder nur andeutende. Daß die Hälfte der Bevölkerung heute findet, die »Corona-Maßnahmen« seien noch nicht streng genug, gibt aber einen Hinweis. Pflegekräfte berichten, daß die Angstsymptomatik jener Personen, die symptomfrei, aber »coronapositiv« eingeliefert werden, den Arbeitsalltag bestimmen – und daß diese eigentlich unbegründete Angst den eigentlichen Streß auf »Corona-Stationen« verursache (auf dem YouTube-Kanal Ken Jepsens findet man hierzu vielsagende Originaltöne einer Intensivschwester).

Es gibt zeitgebundene Ängste. Die Frau, die (in vergangenen Jahrhunderten vielfach illustriert) panisch auf den Tisch steigt, weil am Fußboden ein Mäuslein wuselt – das ist nicht zeitgemäß. Was heute – kurzer Blick auf Dr. Google – zuvörderst »angst macht«: Mutterschaft, Lockdown, Corona-Schutzimpfung, Quarantäne. Die Psychologie unterscheidet zwischen »Trait«- und »State«-Ängsten. State-Ängste sind aktuelle, sehr konkrete Ängste. Trait-Ängste umfassen einen grundlegenden Wesenszug, knapp gesagt: eine wesentliche Ängstlichkeit. Frauen sind (seit über dreißig Jahren gelten die Umfragen des Versicherers R+V als maßgeblich) dabei übrigens durchweg das ängstlichere Geschlecht. In Zeiten von Corona dürften beide Angstformen eine ungute Konjunktion eingehen.

Jedoch: Was sagen uns solche »repräsentativen« Umfragen? Wenig. Echte Ängste sind wesentlich Privatsache. Echte Ängste übersteigen das simple Besorgtsein, das sich durch bekannte (vor allem mediale) Mechanismen zu einem teils tönernen (also geschwätzigem), teils ernsthaft lähmenden Angsttrend verstetigen kann. Sie äußern sich auch nicht in einem Ja oder Nein zu konkreten Fragen eines Interviewers. Wir dürfen gespannt sein, wann sich Ängste »rund um Corona« in validen Umfragen niederschlagen – und ob es sich dabei um kurzfristige Konjunkturängste oder um einen echten, tiefgehenden »Triggerpoint« handelt. Die tiefgreifende Angst

Hinweise auf das Zusammenspiel zwischen Psyche und Soma gibt es bereits im Alten Testament:

»Ein fröhliches Herz bringt gute Besserung, aber ein zerschlagener Geist vertrocknet das Gebein.« (Spr 17, 22).

»Sie hat angefangen, sich zu fragen, was andere Menschen wählen. Was in den Geheimkammern ihrer Gehirne vor sich geht, während sie ihre Kinder abholen oder einkaufen fahren. Fest steht, daß alle Angst haben und dabei meinen, daß nur die eigene Angst die richtige sei. Die einen fürchten sich vor Überfremdung, die anderen vor der Klimakatstrophe. Die einen vor Pandemien, die anderen vor der Gesundheitsdiktatur.«

Juli Zeh: *Über Menschen*, München 2021.

liegt nicht äußerungsfertig auf der Zunge. Sie kriecht subkutan in die Körper. Von dort aus äußert sie sich nicht verbal, sondern nimmt erst mal ohne Namensschild Platz. Diese Angst, die vielleicht später als »somatoforme Störung« oder, spezieller, als »generalisierte Angststörung« im medizinischen Kriterienkatalog angekreuzt wird (falls der behandelnde Arzt sensibel genug oder der Patient entsprechend wachsam ist), nistet sich zunächst ein und macht es sich gemütlich. Ihr Zepter, das Zepter der Angst, regiert verborgen.

Ängste werden selten als seelische Nöte wahrgenommen. Sie finden körperliche Stellvertreter. Zunächst wird dem Angstinhaber die Möglichkeit der Abwehr durch Kontrolle suggeriert. Diverse Fitneßtracker regeln das, wenigstens halten sie uns informiert. Sie teilen uns mit: Im Grunde könnten wir alle heute besser atmen, besser essen, besser laufen und durchhalten und ja, auch besser Abstand halten. Wir haben es eigentlich in der Hand, wenn nur die richtige Disziplin und der eiserne Wille zuhanden wären. Gegen die Angst, diese fiese Königin, hilft das leider nicht. Jeder mühselige Versuch, ihr Einhalt zu gebieten, liefert ihr um so mehr Futter. »You can run, but you can't hide« ist eine vielvertonte Weisheit: »Renn ruhig davon, es erwischt dich eh.« Angst wurzelt wie die meisten psychischen Probleme im mangelnden Selbstvertrauen. Es ist nicht zuviel gesagt, daß uns genau dies – die Souveränität im eigenen Beritt – seit Jahrzehnten gezielt abtrainiert wurde.

In Corona-Zeiten kann man leicht zum Täter werden oder ein Täterbewußtsein entwickeln. Man kann so vieles falsch machen. Man muß eigentlich mit Argusaugen nicht nur sich selbst, sondern das gesamte Umfeld beobachten. Der potentielle Sünden katalog ist gigantisch: Infektionsangst, Ausgehangst, Todesangst, Impfnebenwirkungsangst, Regelübertretungsangst, Impfverpassungsangst, Enkelangst, Coronadiskussionsangst. Die Angstmaschine lief schon vor der Corona-Zäsur 2020 gut geölt. Es gibt angeblich so viel zu befürchten: Rassismus, Spaltung, Klima, Mobbing, Diskriminierung, Haßsprache und so weiter. Offiziös gilt das Unken vom »Untergang des Abendlandes« als reaktionärer Kulturpessimismus – allein, die sogenannten Progressiven inszenieren dieses Drama längst zu ihrem eigenen Nutzen. Das ist die Angst-Wende der Jetztzeit. Im angstbesetzten Körper wohnt heute eine linksindoktrinierte Gesinnung.

In Corona-Zeiten regieren Sicherheitslogiken, wie wir sie früher nur aus Science-fiction-Romanen kannten. Fast jeder hätte noch vor zwei Jahren ein Szenarium mit rundum mundnasenschutzmaskenbewehrten Bürgern für eine alberne, groteske Dystopie gehalten. Völlig überzogen, total übertrieben! Die semantische Verschiebung zwischen »krank« und »gesund« unterliegt einer bislang ungekannten Paranoia: Gesund gefühlt kann hochinfektiös bedeuten! Jeder kann Überträger sein! Überall droht uns Unheil. Die Kriterien für sogenannte krankhafte Ängste (Unangemessenheit der Angstreaktion gegenüber den Bedrohungsquellen; hohe Angstintensität und Persistieren der Angst) geraten gerade ins Wanken – und werden nebenher zum Massenphänomen.

Die sogenannte Coronapandemie verschafft uns durch induzierte Angst also eine Unmenge psychosomatisch Erkrankter. Innerhalb der ICD-10-Nomenklatur, also der international gebräuchlichen Klassifikation sämtlicher medizinischer Diagnosen, sind die Chiffren F40 bis F48 den »neurotischen, Belastungs- und somatoformen Störungen« vorbehalten. Besonders interessant, weil nun überrepräsentiert, sind die Krankheitsbilder F40 »Phobische Störungen«, F41 »Panikstörungen« sowie F 41.8 »Angststhyserie«. Wie oben ausgeführt, haben Psychotherapeuten, Psychologen und Psychiater seit etlichen Monaten bundesweit keine freien Termine mehr, weil der Andrang so groß ist. Zum Psychofachmann überwiesen wird dabei keinesfalls jeder, der mit andauernden Oberbauchschmerzen, Herzrasen, Schlaflosigkeit (also typischen Anzeichen für eine generalisierte Angststörung oder Depression) in die Hausarztpraxis kommt.

Vielleicht – hier die Sicht eines medizinischen Laien – ist das rezente Angstgeschehen vergleichbar mit krankhaften, körperlichen Autoimmunreaktionen. In besonders hygienischen, sterilen, städtischen Umständen aufgewachsene Kinder entwickeln bekanntlich häufiger als Landkinder, die an Schmutz, Staub, Tiere und Geschwister gewöhnt sind, Allergien und andere »moderne«, somatische Krankheitsbilder. Analog reagiert heute vor allem derjenige mit krankhaften Ängsten, der zuvor jeder mutfordernden

»Statt mit mehr Aufklärung [zur natürlichen Stärkung des Immunsystems] wird mit immer mehr Angst regiert. Angst aber frißt am Immunsystem! Wer die Lebensfreude unter Quarantäne stellt, schädigt Gesundheit und Menschenleben. Verschlimmert wird diese Art von Kulturverlust durch diejenigen, die fürs Fragen in den Medien bezahlt werden, aber bestimmte Fragen in vorseilendem Gehorsam gar nicht stellen, anderen Fragerinnen gar den Mund verbieten.«

Diether Dehm: »Angst essen Zelle auf«, in: *Herrschaft der Angst. Von der Bedrohung zum Ausnahmezustand*, hrsg. von Hannes Hofbauer und Stefan Kraft, Wien 2021.

Herausforderung und jeder Begegnung mit dem »echten« Leben (jenseits der Mainstreambekenntnisse) entwöhnt war. Angstkrank wird, das wäre meine These, eher der Normorientierte. Der, der den Stabilitätsanker braucht, den das Treiben im und mit Hauptstrom bietet. Wie lauten und lauteten die Devisen und erzieherischen Mahnungen an die »Artigen« der vergangenen deutschen Jahrzehnte? Hüte dich vor diesen Keimen! Fall nicht aus der Rolle! »Das macht man nicht!« Spiel nicht mit den Schmutdelkindern! Wer sich stark in den je gängigen Diskurs, in das aktuell Sagbare integriert, gerät leichter ins Wanken, sobald Unsicherheiten auftreten. Der Normorientierte (und eigentlich ist er ja der »gute Bürger«) ist verunsicherbar. In seinem Jahrhundertwerk *The Lonely Crowd* (1950; in deutscher Übersetzung 1956: *Die einsame Masse*) hat David Riesman den vermutlich bis heute gültigen Unterschied zwischen »inner-directed« und »other-directed«, also zwischen außen- und innen geleiteten Persönlichkeiten herausgearbeitet. Demnach dominiert heute der außengelenkte, stark an medial vermittelten Normen orientierte Typus. Abweichungen vom derart vermittelten »Normalen« (wir schrieben damals die »harmlosen« fünfziger Jahre – und selbst noch in den Sechzigern durften Kontrahenten wie Adorno und Gehlen gepflegt im TV disputieren!) erzeugten dabei ein Gefühl der Schuld. Heute, da der Mensch viele Stunden täglich »an der Strippe« hängt, gilt das in weit stärkerem Ausmaß als damals. Öffentliche Akzeptanz ist heute längst zum bestimmenden Wertmaß geworden. Der Unterschied zu früheren Zeiten – Abweicherei und Nonkonformität standen fraglos selten hoch im Kurs! – ist ein dreifacher: Erstens ist »Haltung« anders als in freieren Zeiten heute ein monolithischer Block: Zu unüberschaubar vielen Themen und Fragen ist nur mehr eine Haltung (sanktionsfrei) akzeptabel. Zweitens: Die richtige Haltung wird von der Wiege bis zur Bahre staatspädagogisch betreut. Rebellische Jugend gibt es kaum, es gibt nur Wächter des Konsenses und solche, die Angst haben, ihn zu übertreten. Drittens: Das Gebot der Norm hat die Körper in stärkerem Maße erfaßt, als das selbst zu körperverherrlichenden Zeiten wie der NS-Ägide der Fall war.



Nonkonformisten (sie müssen mittlerweile, siehe »Querdenker«, nicht mal mehr annähernd »rechts« zu verorten sein; dies wird ihnen qua Disidenz schlicht zugeschrieben, zumal es ein Totschlagargument ist) haben ihren Zoll zu zahlen. Wer heute jäh, also unversehens, Ungemach verspürt im Wahrnehmen der Realität bei gleichzeitigem Abgleich mit der veröffentlichten »Wahrheit«, kann ins Straucheln geraten! Diese Dissonanz, die das Aus-der-Reihe-Tanzen verursacht, ist oft geistig nicht aufzufangen. Sie findet aber ihre Wege – und wenn es Wege ins Verderben, zumindest in eine körperliche Symptomatik sind. Wem x-fach mitgeteilt wird, er sei mit seiner Meinung, seinem Befinden und seiner Gefühlsäußerung hier und heute »fehl am Platze«, der mag wohl öffentlich auf eben seiner Position, seiner Überzeugung verharren. Der Streß, den diese Beharrlichkeit im Körper verursacht, wird sich selbst bei Menschen mit stabiler Gesundheit früher oder später körperlich niederschlagen.

Während für die beiden Corona-Jahre noch keine offiziellen Suizidzahlen abrufbar sind, warnt Ulrich Hegerl, Psychiater und Vorsitzender der Stiftung Deutsche Depressionshilfe, daß Selbsttötungen seit je zu 90 Prozent in Verbindung mit einer negativ verzerrten Weltsicht stehen – womit wir heute ja geradezu phantastische Voraussetzungen hätten. Fest steht immerhin: Wir werden Krüppel haben, viele. Aber ganz anderer Art als damals. Schön anzuschauen wird das aber auch nicht sein. ■

Die Angst der Kirchen vor der Sterblichkeit

von Martin Lichtmesz

Mitte Mai 2021 wurde der Slogan »Vaccine Saves« (»Impfstoff rettet«) auf die 30 Meter hohe »Christus, der Erlöser«-Statue in Rio de Janeiro projiziert. Initiator war eine »zivilgesellschaftliche Bewegung« namens »Unidos Pela Vacina« (»Vereint durch die Impfung«). Im Januar waren die beiden ersten Brasilianer, eine Krankenschwester und eine achtzigjährige Frau, zu Füßen der Monumentalstatue geimpft worden. Für diesen hochsymbolischen Akt mußten die Impfdosen wie heilige Ampullen per Hubschrauber an den Schauplatz geflogen werden.

Der Trend der religiösen Verklärung der COVID-19-Impfung ist nun schon seit geraumer Zeit im Gange. Ein Titelbild des *Stern* vom Dezember 2020 zeigte die Heiligen Drei Könige, wie sie dem Christuskind ein Vakzinfäschchen von Pfizer-Biontech überreichen: »Impfen – Ein Akt der Nächstenliebe«. Evangelisch.de, ein Portal der EKD, verbreitete ein Motivationsbildchen, das ein schwarze Frau im Kittel beim Präparieren von Impfdosen zeigt, Text: »Unser #Gebet für heute: Gott, wir hoffen alle auf einen Impfstoff gegen Corona. Laß uns nicht egoistisch werden, wenn er da ist! Amen.« In Büren (Ostwestfalen) wurde ein Automat gesichtet, der den Innenraum einer Kirche auf Knopfdruck in ein blaues Neonlicht taucht, während eine bemüht optimistische Männerstimme, untermalt von »Meditationsmusik«, verkündet: »Endlich Licht am Ende Tunnels! Wie eine Erlösung wurde im Dezember 2020 die Nachricht aufgenommen, daß ein Impfstoff gegen COVID-19 entwickelt war. Impfstoffe stärken das Immunsystem unseres Körpers gegen den Einfluß schädlicher Viren. Es ist wichtig, sich gegen COVID-19 impfen zu lassen.« Dem folgt eine zeitgemäße Litanei: »Impfe mich Gott mit dem Serum des Urvertrauens [...]. Impfe mich Gott mit Tapferkeit und Courage, damit ich der Ausrottung der Lebensräume widerspreche«.

Lokale Skurrilitäten wie diese haben »ganz oben« in der Kirchenhierarchie ihre Entsprechungen. Ebenfalls im Dezember 2020 sprach die Glaubenskongregation eine Impfpflicht an die Gläubigen aus. Es gebe dazu zwar »keine moralische Pflicht«, aber das schlechte Gewissen wurde natürlich trotzdem mobilisiert. Papst Franziskus ermahnte seine Herde, keine »selbsterstörerische Verweigerungshaltung« einzunehmen: »Du spielst mit deiner Gesundheit, du spielst mit deinem Leben, aber du spielst auch mit dem Leben anderer.« Diesen Aufruf wiederholte er via Twitter am Weltgesundheitstag 2021: »Nur gemeinsam können wir eine gerechtere und gesündere Welt aufbauen. Wir alle sind aufgerufen, die Pandemie zu bekämpfen. In diesem Kampf stellen die Impfstoffe ein wesentliches Instrument dar.«

Wohin der Hase läuft, zeigte auch die Internationale Vatikan-Konferenz vom 6. bis 8. Mai mit dem Titel »Exploring the Mind, Body and Soul – Unite to Prevent & Unite to Cure«. Diese sollte laut Eigendarstellung »die weltweit führenden Ärzte, Wissenschaftler, religiösen Würdenträger, Ethiker, Patientenvertreter, politischen Entscheidungsträger, Philanthropen und

»Wir haben Grund zu der Annahme – und das auf Grundlage offizieller Daten der Epidemie in bezug auf die Anzahl der Todesfälle –, daß es Kräfte gibt, die daran interessiert sind, in der Bevölkerung Panik zu erzeugen. Auf diese Weise wollen sie dauerhaft Formen inakzeptabler Freiheitsbegrenzung und der damit verbundenen Kontrolle über Personen und der Verfolgung all ihrer Bewegungen durchsetzen. Diese illiberalen Steuerungsversuche sind der beunruhigende Auftakt zur Schaffung einer Weltregierung, die sich jeder Kontrolle entzieht.«

Aufruf »Veritas liberabit vos«, 3. Mai 2020.

Influencer« zusammenbringen und eine Debatte »über die neuesten Durchbrüche in der Medizin« sowie »über die anthropologischen Folgen und kulturellen Auswirkungen des technologischen Fortschritts« ermöglichen. Beworben wurde die virtuelle Konferenz mit einer Grafik, die zwei Arme von Menschen unterschiedlicher Hautfarbe zeigt, deren in Latexhandschuhe eingepackte Hände die Gesten Gottes und Adams aus dem Sixtinischen Deckenfresko von Michelangelo nachahmen. Gott wird hier durch einen menschlichen Mediziner oder Biotechniker ersetzt, der Krankheit, Schmerz und Tod aus der Welt zu schaffen verspricht. Neben dem Päpstlichen Rat für die Kultur firmierte die in New York ansässige Cura Foundation, die sich vorrangig im Gen-, Zell- und Immuntherapiegeschäft engagiert, als Veranstalter. An diesem Eliten-Symposium nahmen auch führende Protagonisten des Pandemie-Regimes wie Pfizer-Chef Albert Bourla und der US-amerikanische »Corona-Zar« Anthony Fauci teil. All dies sollte die letzten Zweifel ausräumen, daß der Vatikan, ein Kunde von Pfizer-Biontech, vollständig in das Programm des »Great Reset« eingebunden ist.

Innerhalb der Kirche gibt es nur wenige, die diese Agenda offen beim Namen nennen und verwerfen. Der prominenteste unter ihnen ist Erzbischof Carlo Maria Viganò, der in der Folge als Verbreiter von »Verschwörungsmäthen« denunziert wurde. Seinen Aufruf »Veritas liberabit vos« vom Mai 2020, der vor dem Versuch warnt, mit Hilfe der Coronaviruskrise eine »Weltregierung« zu schaffen, »die sich jeder Kontrolle entzieht«, haben indes etliche Kardinäle, Bischöfe und Laien aus aller Welt unterzeichnet. »Corona« hat auch die Kirche gespalten, und dies auf multiple Weise. Selbst der hochangesehene Traditionalist Roberto de Mattei artikuliert mit Blick auf Viganò sein Mißfallen, daß sich »Bischöfe auf dem Feld der gesundheitlichen Maßnahmen äußern, die von den Regierungen ergriffen wurden, da dies ihr Fachgebiet überschreitet, was ja ein theologisches oder moralisches ist«. Mattei scheint immer noch zu glauben, daß die Maßnahmen irgend etwas mit »Gesundheit« zu tun haben oder auf medizinischer Autorität beruhen.

Mit dem Wissen um die globalistische Komplizenschaft des Vatikans im Hinterkopf könnte man das surreale Bild des menschenleeren Petersplatzes, auf dem ein einsamer Papst Franziskus am Karfreitag abend 2020 unter einer Beleuchtungsbrücke für das Ende der Epidemie betete, als besonders effektvolle Inszenierung deuten, die suggerieren sollte, daß hier etwas äußerst Dramatisches geschehen sei. Die Straßen Roms und Jerusalems waren Ostern 2020 gespenstisch still, während die Gottesdienste der Welt vor leeren Kirchenbänken zelebriert und auf Bildschirme übertragen wurden, vor denen die Gläubigen knieten. Manche argumentierten, daß ein Vatikan-Lockdown nichts Neues sei, weil Papst Alexander VII. ähnliches schon im Jahr 1656 angewiesen habe, als in Rom die Pest wütete. In der Tat kam es in der Geschichte immer wieder vor, daß Messen und Prozessionen aufgrund von Seuchengefahr untersagt und ausgesetzt wurden. Allen Katastrophenmeldungen zum Trotz war jedoch schon im Frühjahr 2020 abzusehen, daß COVID-19 nicht annähernd mit der Spanischen Grippe oder gar der Pest vergleichbar sei, was Ausmaß und Gefährlichkeit der Krankheit betrifft. Gerade der historische Vergleich zeigt die krasse Unangemessenheit der ergriffenen Maßnahmen. Die vorwiegend medial und politisch erzeugte Krise hat eine ungeheure Manipulierbarkeit der Gesellschaft sichtbar gemacht, die auf einer offenbar sehr leicht zu aktivierenden Todesfurcht beruht.

Die Kirchen hätten gerade hier einhaken müssen, durch mäßiges Eingreifen in die Angstmanipulation und durch die Stärkung des Gottvertrauens. Gleichzeitig hätten sie die Menschen ermahnen können, ihr geistiges Verhältnis zu ihrer Sterblichkeit und zu den letzten Dingen zu überprüfen. Aber wahrscheinlich hätte man sie dann des Obskurantismus und des Unterlaufens lebensrettender Maßnahmen bezichtigt. »Corona war und ist der Ernstfall für das Verhältnis von Glaube und Vernunft«, schrieb Paul Wuthe (Katholische Presseagentur Österreich) und schwärmte von dem vorbildlichen Verhalten des Papstes: »Der Papst alleine betend und segnend auf dem Petersplatz, die bewußte Zurücknahme seiner Person und der öffentlich zur Schau gestellte Verzicht auf reale Gemeinschaft und Nähe waren eine lebensrettende Botschaft.« Roberto de Mattei hingegen sah etwas anderes: »Die Aussetzung der religiösen Zeremonien auf der ganzen Welt, die vom Coronavirus betroffen ist, scheint ein symbolischer,

»Vielleicht ging die damalige Generation durch die große ›Vorschule des Todes‹ im Ersten Weltkrieg mit der Pandemie der Spanischen Grippe ja auch einfach nur anders und beiläufiger um, nachdem in den Jahren von 1914 bis 1918 das Grauen des Krieges aus Menschenhand rund 20 Millionen Menschen das Leben gekostet hatte. Sollten wir uns da in der heutigen Pandemie nicht glücklich schätzen ohne dieses apokalyptische Vorspiel zu der heutigen Menschheitskrise?

Eigentlich ja, aber wir tun es nicht. Wir schauen heute nicht, wenn ich das recht sehe, gelassener als die Menschen von 1918 bis 1920 auf das bedrohliche Virus. Lag es vielleicht daran, daß die Völker damals grosso modo noch stärker in der Religion und deren Tröstungen und Resilienz beheimatet waren? Ich weiß es nicht. Aus meiner Familiengeschichte weiß ich nur, daß in der Generation meiner Großeltern auch der Tod in gewisser Weise noch einfach als ›Teil des Lebens‹ wahr- und angenommen wurde.«

Erzbischof Georg Gänswein, Online-Vortrag für das Institut für Religiosität in Psychiatrie und Psychotherapie (RPP), 27. März 2021.

aber realer Ausdruck einer beispiellosen Situation zu sein, in der die Göttliche Vorsehung den Hirten das Volk entzieht, das sie im Stich gelassen haben. Ein Schleier scheint sich gelüftet zu haben: Es ist die Stunde der Leere, der Herde ohne ihre Hirten.«

Es hat sich aber auch eine andere Art der kirchlichen Leere offenbart, und dies nicht zum erstenmal. Um ihre »Systemrelevanz« zu behaupten, übernehmen die Kirchen bereitwillig die jeweils angesagten politischen Groß Erzählungen, begleiten sie mit Glockenläuten und schmücken sie mit pastoraler Rhetorik. Sie fürchten stets, die Gunst des Staates oder der Presse zu verlieren. Die Stilisierung von Flüchtlingen zu Passionsfiguren entspringt derselben Mentalität wie die Erhöhung von Impfstoffen zu Quasi-Sakramenten. Hier stellt sich regelmäßig die Frage, woran die Kirchenvertreter eigentlich wirklich glauben. Gleichzeitig hat sich in der Gesellschaft eine Art Hygienereligion mit zwangsneurotischen Zügen herausgebildet. Regeln wie Masken tragen, Hände desinfizieren, Abstand halten



Patienten warten an der Kirchentür. In der katholischen Kirche St. Antonius in Castrop-Rauxel impfen Ärzte einer nahe gelegenen Praxis ihre Patienten gegen das Coronavirus (Mai 2021).

und so weiter gerinnen zu magischen Abwehr Ritualen, halten das Pandemie-Theater am Köcheln und dienen als Instrument sozialer und politischer Kontrolle. Die Impfstoffe sollen den einzelnen von der Sünde der Virusinfektiosität erlösen und in einen pharmazeutischen Gnadenstand erheben, der immer neu aufgefrischt werden muß. Die Ungeimpften erscheinen als Unreine oder Ungetaufte, die Impfverweigerer als Sünder, die sich dem Heiligen Geist der Immunisierung verweigern. Die liturgische Symbolik ist jedoch eine empfindliche Sache, deren Sinn schon durch kleine Veränderungen verzerrt oder gar pervertiert werden kann. Wo enden hier Vernunft und Vorsicht, wo beginnen Verfälschung und Usurpation?

Mitte Mai 2021: In Österreich sind Gemeinde- und Chorgesang verboten, die Gläubigen müssen sowohl in geschlossenen Räumen als auch im Freien FFP2-Masken tragen und einen Mindestabstand von zwei Metern einhalten. Die Weihwasserbecken sind leer, während an ihrer Stelle

Desinfektionsspender bereitstehen. Ästhetisch und theologisch besonders problematisch ist die »Maskenpflicht«, die von manchen als geradezu satanisch empfunden wird. Der »Mund-Nasen-Schutz« erscheint ihnen als äußeres Zeichen, daß man sich der Herrschaft der Lüge unterworfen hat, und sie haben generell den Eindruck, daß sich mit den Pandemieregeln ein blasphemischer Kult in die Kirchen eingeschlichen hat. Auf die Dauer ist es theologisch gewiß untragbar, die Gläubigen mit verhülltem Antlitz vor Gott und die Gemeinde treten zu lassen. Problematisch wäre es auch, dauerhaft die Mundkommunion oder den Orthodoxen das Küssen der Ikonen zu untersagen.

Angesichts dieser Eingriffe ist es wenig überraschend, daß der stärkste Aberwille gegen die Maßnahmen von traditionalistischer Seite kommt. Aber selbst in diesem Spektrum gibt es starke Meinungsverschiedenheiten. Einzelne allzu energische Priester, die die Maßnahmen gänzlich verweigern und ihre Gemeinden dazu auffordern, es ihnen gleichzutun, werden scharf zurückgepfiffen. Kirchenpolitische Erwägungen spielen hier ebenso eine Rolle wie rein pragmatische: Am Ende ist es die vordringliche Aufgabe des Priesters, die Sakramente zu spenden, auch wenn er Einschränkungen, Polizeikontrollen und Denunzianten erdulden muß. Er muß auch in Rechnung stellen, daß sich viele Gemeindeglieder tatsächlich vor einer Ansteckung fürchten. Obwohl die Piusbruderschaft in manchen Städten die einzige zuverlässige Anlaufstelle für diejenigen ist, die eine halbwegs »normale« und würdige Messe feiern wollen, kommt es auch in diesem Rahmen zu Übererfüllungen. Berichtet wird von einem Fall, in dem nicht nur die Hygienemaßnahmen extra rigoros kontrolliert und in der Predigt Gläubige gerügt wurden, die die COVID-Impfung für sündhaft halten, sondern es wurde auch die Ermahnung ausgesprochen, die Merkel-Regierung als gottgewollte Obrigkeit anzuerkennen und ihr entsprechend zu gehorchen. Damit unterschied sich dieser Pfarrer aus der Piusbruderschaft kaum vom Mainstream der Kirchenvertreter, die das Narrativ des Staates nachbeten und sich häufig durch vorauseilenden Gehorsam auszeichnen.

Dabei ist die Angst vor politischen Repressionen insgesamt wohl größer als die Angst vor dem Virus selbst. Gläubige Christen, die den Regierungsmaßnahmen kritisch gegenüberstehen, können hingegen nicht mit der Rückendeckung der Kirche rechnen. Als eine Kundgebung in Wien von den Veranstaltern als »Wallfahrt« angekündigt wurde, um das vom Innenministerium verhängte Demonstrationsverbot zu umgehen, war das nicht nur eine Finte, da gläubige Christen unter den Maßnahmen- und Impfgegnern stark vertreten sind. Die Erzdiözese Wien unter Kardinal Schönborn, der ebenfalls der Ansicht ist, daß es »keinen Weg aus der Pandemie gibt als die möglichst breite Impfung der ganzen Bevölkerung«, schlug sich trotzdem vollständig auf die Seite der Regierung und warnte vor einem »Mißbrauch der Religionsfreiheit«. Mit einer Amtskirche, die alle ihre Schäfchen vertritt, statt an der Seite von Staat und Medien Bürgerkriegspartei zu spielen, darf man wohl nicht mehr rechnen. Von vereinzelt Wortmeldungen abgesehen, gab es auch kaum Kritik an den Kollateralschäden der Lockdowns und anderer Anordnungen, obwohl die christliche Nächstenliebe hier reichlich Gelegenheit gehabt hätte, ihr Gewissen sprechen zu lassen. Lieber ermahnte man zum stillen Dulden: Zur Jahreswende 2020/21 riefen österreichische Bischöfe zum Gebet einer »Corona-Novene« auf, die folgenden »Meditationstext« enthielt: »Angesichts der Pandemie, die immer noch nicht besiegt ist, widersagen wir der Versuchung, Schuldige zu benennen und uns auf das Versagen von Menschen und Institutionen zu fixieren.«

Im Zuge der Krise haben die Vertreter der Kirchen ihren Opportunismus und ihre politische Abhängigkeit entblößt. Innerhalb der katholischen Kirche zögern selbst kritische Köpfe, hieraus Konsequenzen zu ziehen, zum Teil aus einem eingefleischten Staats-, Ordnungs-, Autoritäts- und Gehorsamsdenken heraus, das mit einer kleinen Hebelbewegung zu antikatholischen Zwecken mobilisiert werden kann. Der französische Soziologe und Theologe Jacques Ellul konstatierte bereits 1988, daß die politischen Institutionen ausgehöhlt seien und vor allem »den Interessen einer politischen Klasse und einem fast unendlichen Machtzuwachs« dienen. Übriggeblieben sei ein »Nichts«, das »zunehmend aggressiv, totalitär und allgegenwärtig« sei. Wer als Gläubiger dieses wachsende Nichts wahrnimmt und seinem Zugriff entfliehen will, findet häufig auch in den Kirchen kein Refugium mehr. ■

»Leider wird die Indizienlage immer drückender, daß die weltweite Impfkampagne im Dienst einer politischen Agenda steht, die die Menschheit mit einer neuen Weltordnung beglücken will, einer Diktatur nach sozialistischem Muster, die uns zwar die Privatsphäre und Freiheit wegnimmt, aber dafür ›Gleichheit‹ und ›Gerechtigkeit‹, ›Friede‹ und ›Sicherheit‹ bringen soll, wie es bisher eigentlich alle Diktaturen formuliert haben. Dürfen wir uns solch menschenverachtenden, antichristlichen Vorstellungen einfach beugen, ohne Widerstand zu leisten?«

Pater Stefan Frey: »Covid-Impfung? Ist sie moralisch verpflichtend, vertretbar oder verwerflich?«, Priesterbruderschaft St. Pius X., Distrikt Österreich, www.fsspx.at, 2. April 2021.

Entängstigung

von Caroline Sommerfeld

Das Wort von der »Entängstigung« entnahm ich für mein *kaplaken*-Bändchen *Selbstrettung* einem Vortrag Rudolf Steiners aus dem Jahre 1923, in dem er von den Kräften des Erzengels Michael, des Schutzpatrons Deutschlands, spricht. Wir brauchten – vor hundert Jahren wie heute – dringend regelrechte »Entängstigungsfeste«, um in uns ein »freies, starkes, tapferes Wollen« zu entwickeln. Im Juni 2020 erschien an dieser Stelle ein Text mit derselben Überschrift. Damals konnte ich nur andeuten, worüber – derselben angsteinflößenden Lage ausgeliefert – nachzudenken und zu diskutieren nun ein Jahr lang Zeit war.

Auf den »Coronademos« im Laufe eines Jahres kam es mir mehrmals mittendrin so vor, als dienten diese spontanen Massenausbrüche aus den Zumutungen und Zurüstungen des neuen Maßnahmenstaates im Grunde nichts anderem als unserer Entängstigung. Endlich einmal für einen kurzen Moment aussteigen aus dem System, angstfrei und »maskenlos durch die Stadt« laufen, einander wiedertreffen und umarmen, ein Fünkchen Hoffnung, daß der Spuk doch noch aufhöre.

Vorderhand trifft diese Beschreibung der Demonstrationen als Feste der Entängstigung einen Nerv, viele Teilnehmer haben sie so empfunden. Ich teile diese Empfindungen, weiß aber, daß sie eingehender Bearbeitung bedürfen. Bei den Empfindungen dürfen wir nicht stehenbleiben. Sowohl Angst und Wut, die einen zur Demo treiben, als auch Befreiungs- oder Machtgefühle und Enthusiasmus, die man dort womöglich empfindet, sind primäre Affekte.

Die Außenwelt tritt mir immer widriger und feindlicher entgegen. Ich entwickle eine tiefgehende Furcht vor dem, was da kommen wird und worauf wir offensichtlich stufenweise konditioniert werden sollen. Ein im Netz kursierender Cartoon zeigt ein Schaf, das strampelnd angesichts einer Maske ausruft: »Hier ist meine rote Linie!« Im nächsten Bild sieht man es, bereits maskenverhüllt, dasselbe rufen angesichts der drohenden Impfspritze. Nächstes Bild: biometrischer Chip, letztes Bild: der Zug ins Internierungslager. Der »widrigen Weltgegebenheit« (Nikolai Berdjajew) will ich mich erwehren, ich will das bekämpfen und aus der Welt schaffen, was mir Angst einflößt.

Während die allermeisten Menschen in Angst vor dem Virus erstarrt sind, treibt unsereinen bisweilen eine ganz andere, aber nicht minder große Angst seelisch in die Enge. Etymologisch stammt das Wort »Angst« von »Enge« (lat. *angusta*) ab. Ist ein Mensch buchstäblich eng eingeschnürt, regen sich physische Abwehrreflexe: er strampelt und schreit, ringt nach Luft und versucht, die Fesseln herunterzuzerren. Das Bild einer Gebärenden, die unter die Maske gezwungen wird, dürfte hier genug Assoziationen ermöglichen. Seelische Einschnürung folgt denselben Mechanismen.

Im Affekt bin ich schon im Nahbereich und im kleinen nicht ich selbst, sondern bloß das Subjekt (lat. *subiectum*: das Daruntergeworfene) meiner

»Zwei Wesen und zwei Formen können nicht zugleich am gleichen Ort nebeneinander bestehen. Soll das Warme hinein, so muß das Kalte notwendigerweise heraus. Soll Gott eintreten? Das Geschaffene und alles eigene muß dann den Platz räumen. Soll Gott wahrhaftig in dir wirken, so mußst du in einem Zustand bloßen Erduldens sein, all deine Kräfte müssen so ganz ihres Wirkens und ihrer Selbstbehauptung entäußert sein.«

Johannes Tauler

Leidenschaften, gerate in Streit, verzweifle an meinen Nächsten oder belagere sie mit Angstszenerien. Inmitten meiner Leidenschaft kann ich meine Kräfte nicht richtig einschätzen: ich verfallende entweder in Angststarre und Depression, oder die affektive Dysbalance nimmt die umgekehrte Ausdrucksrichtung: Ich gehe in offenen äußeren Widerstand und will möglichst viele Gleichgesinnte mitreißen. Der Traum von der Macht, mit der ich das Übel vernichten kann, tritt an die Stelle wirklicher Macht.

Es ist unmöglich, etwas, das existieren soll, gegen etwas, das bereits existiert, zu manifestieren. Leide ich beispielsweise unter einer Krankheit, kann ich heftig wollen, daß diese verschwindet und ich wieder gesund bin. Dies wird in dem Maße unmöglich sein, als ich nicht bereit bin, zu akzeptieren, daß ich unter dieser Krankheit leide. Die Krankheit *anzunehmen* heißt also weder, sie passiv hinzunehmen (also nichts mehr gegen sie tun zu wollen), noch, sich einzureden, es gäbe weder die Krankheit noch das Leiden, ich hätte also in Wirklichkeit gar kein Problem.

Entängstigung müßte mithin als Selbst-Entängstigung auf einer höheren Ebene ansetzen, auf der der Mensch in der Lage ist, den Mechanismen, die ihn steuern und durch die er steuerbar ist, aktiv etwas entgegenzusetzen. Dabei wäre nicht allein denjenigen Reflexen, die er selbst als unangenehm erlebt (Angstgefühle, Ohnmacht, Verzweiflung), sondern auch denjenigen, die er *prima facie* für sein notwendiges Rüstzeug gegen die Angst hält (Wut, Aktionismus, Autosuggestion von Macht), Einhalt zu gebieten. Denn es ist für den Kampf gegen den *äußeren* Feind zwingend notwendig, die *innere* Unbeherrschtheit zu bekämpfen. Der Feind liegt also auch in mir selbst. Diese Frontlinienverlagerung sieht für den affektiv geladenen Widerständler aus wie Rückzug, wie Schwäche und Aufgeben des Kampfes. Der deutsche Mystiker Thomas von Kempen (1380–1471) hat in seiner Schrift von der *Nachfolge Christi* diese Provokation in Worte gefaßt, die unserer gegenwärtigen Lage sehr nahekommen: »Es ist die Notwendigkeit, dir selbst abzusterben, für dich fast in keinem Stück so groß als in dem, was du täglich wider deinen Willen sehen und leiden mußt, besonders wenn dir Dinge befohlen werden, die dir widerstreben oder minder nützlich scheinen. Und weil du, deinen Obern untergeordnet, es nicht wagen willst, der höheren Gewalt zu widerstehen, so wird es dir schwer, immer nur nach dem Wink eines andern zu wandeln und stets deine eigenen Empfindungen zu verleugnen.« (Thomas von Kempen: *Vier Bücher von der Nachfolge Christi*, 49. Hauptstück).

Mir werden seit über einem Jahr Dinge befohlen, die mir widerstreben, die ich täglich wider meinen Willen sehen und leiden muß, ich muß dauernd nach dem Wink eines anderen wandeln. Und nun soll ich »mir selbst absterben« und meine Empfindungen verleugnen? Soll ich etwa zu einem der Obrigkeit untergeordneten Schaf werden, das es nicht wagt, der höheren Gewalt zu widerstehen? Genau hier findet das *experimentum crucis* statt. Hier befindet sich der Punkt, der den inneren vom äußeren Widerstand unterscheidet. Erst nach Durchgang durch diesen Punkt ist Entängstigung möglich.

Schauen wir uns die Zumutung des Thomas von Kempen einmal genauer an: Mir begegnet höhere Gewalt, der ich mich nicht beugen will. Es steht Wille gegen Willen (auch wenn der fremde Wille die Form einer überpersönlichen Machtstruktur hat, mit Max Weber gesprochen ein »stahlhartes Gehäuse der Hörigkeit« darstellt). Der fremde Wille will meinen Willen brechen und hält ihn bereits fest in seiner Hand. Ich bin ihm in dieser Konstellation von vornherein ausgeliefert – aus nichts anderem entstehen mein Engegefühl und mein Widerstandsbedürfnis. Wie verschließe ich meine Seele gegen den Zugriff des fremden Willens? Die Angst und den ohnmächtigen Widerstandsaffekt zuzulassen geschieht aus Schwäche. Die notwendige Stärke, um meine Seele gegen den Zugriff des fremden Willens zu verschließen, kann ich zunächst nicht allein aufbieten. Ich muß mir helfen lassen. Um aber zulassen zu können, daß mir geholfen wird, muß ich alles hinausschaffen aus meiner Seele, was dieser Hilfe im Wege steht: und das ist nun einmal der von Primäraffekten gebeutelte Wille, das niedere Selbst. Das niedere Selbst muß unterworfen werden, doch nicht vom äußeren Feind (indem ich aus Schwäche brav »nach dem Wink eines anderen wandle« und mich an die Erpressung gewöhne), sondern durch mein eigenes höheres Selbst, das den Willen in Zucht nehmen kann.

Das höhere Selbst ist mir nicht einfachhin gegeben, sondern es will erungen sein. Es kann mir nur in dem Maße Gottes Gnade zuteil werden, als

»Siehe, was ich gebaut habe, das breche ich ab, und was ich gepflanzt habe, das reute ich aus [...] und du begehrst die großen Dinge? Begehere es nicht! Aber deine Seele will ich dir zur Beute geben.«

Jes 4,5

»Der in den Künsten der Kriegsführung bewanderte Strategie ist dem agonistisch Unterlegenen gewöhnlich immer so weit voraus, daß letzterer den Konflikt erst realisiert, wenn dieser bereits zu seinen Ungunsten entschieden ist. [...] Das Bewußtsein, Widerstand leisten zu müssen, erwacht also zumeist erst an einem Punkt, wo der Unterlegene nicht mehr bloß unterlegen, sondern bereits besiegt ist.«

Stephan Siber: »Unterlegenheit und Widerstand«, in: *Sezession* 96.

»Setze vielmehr dein ganzes Vertrauen auf die Gnade Gottes, der den Demütigen Hilfe sendet und die, welche frevelhaft auf ihre eigene Macht trauen, zu demütigen weiß, daß sie ihre Ohnmacht fühlen müssen.«

Thomas von Kempen

ich selber darum kämpfe. Ergebenheit unter Gottes Willen ist die Voraussetzung dafür, den eigenen Willen in Zucht nehmen zu können, sich selbst *führen* zu können. Die christliche Tradition nennt es (neben vielen anderen Formulierungen für denselben Verwandlungsprozeß) »Sich-selbst-Absterben«: das niedere Selbst töten, damit daraus das höhere, das führende entstehen kann. Die Auferstehung Christi findet hier ihre kleine Entsprechung innerhalb der einzelnen Seele.

Unter diesem Blickwinkel betrachtet, kann sich der äußere Zwang durchaus als dienlich erweisen, um das niedere Selbst in seine Schranken zu weisen. Durch ihn erfahre ich zwar unerträgliche Kränkung, diese Kränkung scheint aber in einem gewissen Sinne notwendig zu sein, weil nur durch sie schmerzlich erfahrbar ist, daß ich vom niederen Selbst beherrscht werde, was ich andernfalls nicht bemerken würde.

Warum es überhaupt wichtig ist, daß ich »mir selbst absterbe«, kann ich vorsichtig tastend durch den folgenden Gedanken ermitteln. Nehmen wir an, daß die Hoffnung auf kurzfristige Siege und auf »eine bessere Ge-



Albert Edelfelt: *På havet*,
1883, Göteborgs konstmuseum,
Schweden.

sellschaft« in der Zukunft eitel ist. Immer feindlicher stellt sich im Laufe der menschlichen Entwicklung die Welt um uns. Warum ist das so? Dies läßt sich teleologisch denken, wie ich in *Selbstrettung* bereits angedeutet habe. Die Not muß zunehmen, *damit* die Mühsal, sich daraus emporzuarbeiten, größer wird, damit unsere Kraft wächst. Hieraus Quietismus abzuleiten, sich also nicht mehr zu bemühen, weil alles vergebens ist, ist der falsche Schluß. Denn auf das Höherkämpfen selbst kommt es an, nicht auf die vergänglichen Ziele.

Es kann sein, daß wir in weniger als einem Jahr mit dem Rücken zur Wand stehen und uns und unsere Kinder impfen und digital kompletterfassen lassen müssen, um uns in dieser Welt noch bewegen zu können. Bis dahin gekämpft und sein eigenes Denken, Fühlen und Wollen nach Kräften geläutert zu haben, das ist erforderlich, um dies und alles weitere dann ertragen zu können und nicht innerlich gebrochen zu werden. Es gilt zu kämpfen, ohne den Sieg anzustreben – den eigenen Kampf als Opfer darzubringen. Ernst Jüngers »verlorener Posten« von 1938 drückt diese Haltung aus,

ebenso Henri de Montherlants »nutzloses Dienen« oder die Haltung des Jünglings Arjuna in der *Bhagavadgita*, an den der göttliche Rat ergeht: Du kämpfst nicht für das Ergebnis, sondern weil das Kämpfen das richtige ist.

Was auch immer uns in den Weg gestellt wird, ist dazu angetan, in uns gedeihliche Wirkung zu entfalten. Es muß zunächst erkannt werden, sodann unterschieden werden in Dinge, deren Zugriff ich abwehren kann und Dinge, die sich vollziehen müssen. Diese Unterscheidung gelingt nur demjenigen Menschen, der ruhig durchatmen und dann von einer höheren Warte aus die innere und äußere Lage überblicken kann.

Die in der Haft verfaßten Tagebücher des evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer haben vom Herausgeber den Titel *Widerstand und Ergebung* erhalten. Am 21. Februar 1944 notiert Bonhoeffer: »Ich habe mir hier oft Gedanken darüber gemacht, wo die Grenzen zwischen dem notwendigen Widerstand gegen das ›Schicksal‹ und der ebenso notwendigen Ergebung liegen. [...] Ich glaube, wir müssen das Große und Eigene wirklich unternehmen und doch zugleich das Selbstverständlich- und Allgemein-Notwendige tun, wir müssen dem ›Schicksal‹ – ich finde das ›Neutrum‹ dieses Begriffes wichtig – ebenso entschlossen entgegenzutreten wie uns ihm zu gegebener Zeit unterwerfen. Von ›Führung‹ kann man erst jenseits dieses zwiefachen Vorgangs sprechen. Gott begegnet uns nicht mehr als Du, sondern auch ›vermummt‹ im ›Es‹. [...] Die Grenzen zwischen Widerstand und Ergebung sind also prinzipiell nicht zu bestimmen; aber es muß beides da sein und beides mit Entschlossenheit ergriffen werden. Der Glaube fordert dieses bewegliche, lebendige Handeln. Nur so können wir die jeweilige gegenwärtige Situation durchhalten und fruchtbar machen.«



Gott begegnet uns auch »vermummt« in der widrigen Weltgegebenheit. Man könnte sagen: gerade da begegnet er uns, wo ein Schicksal uns ereilt, das wir bekämpfen wollen, dessen Notwendigkeit wir zunächst partout nicht einsehen wollen. Es ist für einen Christen jedoch nicht möglich, die gesamte Schöpfung abzüglich just derjenigen Dinge, die ihm besonders widerwärtig sind, zu lieben. »Durch das Böse hindurch«, wie Simone Weil formulierte, die Schöpfung zu lieben ist eine Grundzutat der Entängstigung.

Äußerer Kampf verhindert in den meisten Fällen den inneren Kampf, weil er von diesem ablenkt durch verführerische Nah- und Fernziele. Ausgeschlossen ist es allerdings nicht, daß er – auf Umwegen – zur Entängstigung beitragen kann. Demonstrationen beispielsweise können durchaus einen ersten Keim der Entängstigung säen, der die Leute einander erkennen und aufwachen läßt. Unter die »Coronaleugner«

sortiert zu werden führt womöglich zu einem Existenzgefühl des Andersseins, das sehr viel dazu beitragen kann, daß jemand den inneren Kampf aufnimmt. Wer nicht wenigstens kleine Akte des äußeren Widerstands leistet, spürt leiblich zu wenig von der riesigen Anspannung, die derzeit die Welt in Angst und Schrecken hält. Das Herzklopfen, die Atembeklemmung, die Wut, das unmittelbare Wegschaffen- und Bekämpfenwollen des Bösen müssen zuerst da sein, um dann durchgearbeitet zu werden – nur so können sie geläutert werden. Aus Unmittelbarkeit muß Mittelbarkeit werden.

Entängstigung ist – aus allem Gesagten läßt sich dies ableiten – nicht durch heftigen Freiheitsdrang und affektiv aufgeladene Mutmachveranstaltungen zu gewinnen, genausowenig allein durch sachliche Aufklärung oder durch schönrednerisches Verstecken vor der Wirklichkeit. Wir sind aufgefordert, dem Schicksal ebenso entschlossen entgegenzutreten, wie uns ihm zu gegebener Zeit zu unterwerfen, und zwischen beiden Notwendigkeiten unterscheiden zu lernen. ■

»Abzeichen des göttlichen Geistes ist es zu kämpfen und zu leiden, Abzeichen des satanischen, sich vom Kampfe zurückzuziehen, um nicht zu leiden, sondern um zu herrschen, das heißt außerhalb der Möglichkeit des Angriffs seinen Willen auszuüben.«

Ricarda Huch

Literaturhinweise:

Dietrich Bonhoeffer: *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hrsg. von Eberhard Bethge, Gütersloh 12 1983;

Ricarda Huch: *Entpersönlichung*, Leipzig 1921;

Thomas von Kempfen: *Vier Bücher von der Nachfolge Christi*, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Johann Michael Sailer, Freiburg 1952;

Caroline Sommerfeld: *Selbsttretung. Unsere Siebensachen*, Schnellroda 2020;

Rudolf Steiner: *Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?* (= Gesamtausgabe Bd. 10) 1904;

Johannes Tauler: *Der Meister in dir*. Aus den Schriften herausgegeben und eingeleitet von Emmanuel Jungclaussen, Freiburg i. Br. 1992.

Versuch über die Illusionslosigkeit

von Georg Nachtmann

Sich keinen Illusionen hinzugeben ist eine der wichtigsten Tugenden rechten Denkens. Der Rechte, oder genauer gesagt: der Reaktionär, zeichnet sich dadurch aus, daß er sich und anderen nichts vormacht. Das unterscheidet ihn nicht nur von dem in Utopien wohnenden Linken, sondern auch von jenem »Konservativen«, der die jüngst vergangene Vergangenheit für das wiederzugewinnende Paradies hält, ohne zu bemerken, daß die vererbte Gegenwart aus genau dieser vergifteten Quelle geflossen ist.

Wenn es also darum geht, als Rechter eine historisch-politische Lagebestimmung vorzunehmen, dann gilt es, sich in der Tugend der Illusionslosigkeit zu üben und harte Wahrheiten auch in ihrer ganzen Härte auszusprechen. Eine solche hat Greg Johnson, Philosoph und Vordenker der amerikanischen »Dissident Right«, mit Blick auf die herrschenden Eliten der westlichen Staaten festgehalten. Die Individuen, Parteien und Konzerne, die über uns herrschen, seien von einer teuflischen Boshaftigkeit, die in der Geschichte der Menschheit ihresgleichen suche: »Als Platon und Aristoteles ihre Liste schlechter Regierungsformen zusammenstellten, konnte sich keiner von ihnen ein Regime vorstellen, das derart böse ist, daß es sich dem Austausch der eigenen Bevölkerung durch Ausländer verschreibt.« Die Diabolik, die Johnson hier völlig zutreffend diagnostiziert, bemißt sich nicht an schlechten politischen Maßnahmen, die mit historischer Regelmäßigkeit zu Hunger, Krieg und Tod führen, sondern an der bewußten und gewollten Verkehrung der ureigensten Aufgaben des Staates. Um konkret zu werden: Spätestens seit 2015 sollte jedem Deutschen eigentlich klar sein, daß das Ziel des BRD-Parteienstaates nicht die Einheit und das Wohl der Nation sind, sondern ihre ethnische Entkernung und damit die Zerstörung Deutschlands. Ob dieses Ziel selbst noch einmal anderen Zielen dient (von plumper Bereicherung bis hin zu moralischer Geschichtsentlastung ist vieles denkbar), ist dabei eine Frage von nur nachgeordnetem Interesse.

Der illusionslose Blick Johnsons auf die historisch einzigartige Bösartigkeit westlicher Regierungen bedarf einer gleichermaßen illusionslosen Ergänzung mit Blick auf die Verfaßtheit der Regierten. Es muß gefragt werden, was das Volk mit der Regierung zu tun hat. Die vielleicht schmerzhafteste und darum des Wunschenkens gänzlich unverdächtige Antwort darauf findet sich in einem auf den 15. August 1811 datierten Brief des reaktionären Meisterdenkers Joseph de Maistre: »Jedes Volk [fr. *nation*] hat die Regierung, die es verdient.«

Dieser Satz, den de Maistre während seiner Zeit als Gesandter des Königreichs Sardinien in St. Petersburg niederschreibt, zeugt von seiner einzigartigen Fähigkeit, einen philosophischen Gedanken derart wuchtig und zugleich auf den Punkt verdichtet zu präsentieren, daß er einem Kopfstoß gleicht. De Maistre kultiviert, ja zelebriert diesen provokanten Stil in seinen Schriften und reichert ihn nicht selten mit lustvoll formulierten Paradoxien

»Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient.«

»Currently, white nations are ruled by the wealthiest, most powerful, and most diabolically evil elite in human history. When Plato and Aristotle compiled their catalogs of bad forms of government, neither of them imagined a regime so evil that it was dedicated to the replacement of its own population with foreigners.«

Greg Johnson: *White Nationalist Manifesto*, S. 115.

an, die sich nur einem Denker offenbaren, der in geduldiger Reflexionsarbeit bis auf den Grund der Dinge vorgestoßen ist.

»Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient« – über diese These empört sich in erster Linie unsere Menschenfreundlichkeit (oder zumindest dasjenige, was sich in uns als solche ausgibt): Wie kann man so etwas angesichts der übergroßen Zahl der Unschuldigen, die im Laufe der Geschichte von ihren Regierungen geknechtet, gequält und ermordet wurden, nur behaupten! Selbst ein sonst furchtloser Denker wie Emil M. Cioran, der sich nicht scheute, in den Abgrund des Nihilismus zu blicken, offenbart in seiner Auseinandersetzung mit de Maistre einen versteckten Hang zum Moralismus, wenn er dessen Werturteile als »unmenschlich« brandmarkt.

Nun, ein solcher Moralismus greift vollständig ins Leere, insofern von Individuen hier gar nicht die Rede ist. De Maistre geht es hier nicht um Schuld und Unschuld des einzelnen, sondern um einen Wesenszusammenhang von Regierung und Volk: Die Regierung ist entweder Ausdruck des Willens eines Volkes oder aber, wo dies nicht der Fall ist, zumindest Ausdruck dessen, was ein Volk mit sich machen läßt. Die Regierten sind immer auch die, die sich regieren lassen. Im Extremfall zeigt sich an der Knechtschaft eines Volkes seine Kraft- und Machtlosigkeit und damit die Tatsache, daß es das nackte Überleben der Freiheit, d. h. einem Leben nach eigener Wesensart, vorzieht. Ist diese Beobachtung menschenfreundlich? Nein. Aber sie ist wahr. Für de Maistre hat sie gar den Gewißheitsgrad »eines mathematischen Satzes«, von dem er sich, wie er selbst sagt, durch langes Nachdenken sowie lange und teuer bezahlte Erfahrung habe überzeugen lassen.

Dafür, daß de Maistre hier in der Tat eine fundamentale Wahrheit formuliert hat, spricht, daß sie sich sogar aus einer Denktradition heraus, die der de Maistres in gewisser Hinsicht diametral entgegengesetzt ist, nicht verneinen läßt. So sind etwa für den radikalen Vernunftoptimisten G.W.F. Hegel Staaten letztlich nichts anderes als die zu politischer Wirklichkeit geronnenen »Prinzipien der Volksgeister«. Im Staat verwirklicht sich der Geist eines Volkes, wobei jedes Volk, einem lebendigen Organismus gleich, den Prozeß von Entstehung und Kindheit, Blüte und Dominanz, Verfall und Verderben durchläuft. Freilich ist bei Hegel diese lebenszyklische Auffassung der einzelnen Völker zugleich eingebettet in eine umfassendere, für den Reaktionär schlicht inakzeptable Fortschrittserzählung, die die Weltgeschichte für den »Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit« ausgibt. Die Gemeinsamkeit bezüglich der Einsicht, daß jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, bleibt von dieser Differenz aber unangetastet – nur, daß diese Einsicht bei Hegel von idealistischem Gewölk verhängt und damit implizit bleibt, wohingegen sie de Maistre in einem prägnanten Satz zur Kenntlichkeit entstellt.

Nebenbei sei bemerkt, daß der Reaktionär zwar das Fortschrittsdenken ablehnt, aber trotzdem einen Sinn der Geschichte kennt, zumindest wenn er wie de Maistre überzeugter Katholik ist. Nur liegt der Sinn für ihn nicht im menschengemachten Fortschritt, sondern in der göttlichen Vorsehung: Alles geschieht letztlich *ad maiorem Dei gloriam*. Zu »allem« gehören aber selbstverständlich auch alle Schrecknisse, die der einzelne zu erleiden hat, und zwar gleichgültig, ob er nach menschlichem Ermessen schuldig ist oder nicht. Diese Indifferenz des Bösen ist aber für den, der wie de Maistre mit beiden Beinen in der Tradition christlicher Philosophie steht, kein Widerspruch zur göttlichen Güte und Vorsehung: »Alles Schlechte nimmt seinen Anfang mit dem selbstverschuldeten Sündenfall des Menschen. Daß Gott diesen auf zeitlose Weise »voraus«-gesehen hat, heißt nicht, daß Er ihn zu verantworten hätte.«

Der Glaube an die göttliche Vorsehung steht zweifellos auch im Hintergrund des Satzes, um den es uns geht. Wollte man diesen Hintergrund thematisch werden lassen, könnte man das Zitat auch dahingehend umformulieren, daß jedes Volk die Regierung hat, die es gemäß seiner Rolle im göttlichen Heilsplan verdient. Im Kontext des zitierten Briefes fehlt eine solche Rechtfertigung allerdings. De Maistre geht es hier vielmehr um eine im wahrsten Sinne des Wortes ethno-logische Wahrheit, nämlich daß in der Dualität von Volk und staatlicher Gesetzgebung das Volk das fundierende Glied ist: »Jedes Gesetz ist also unnütz, oder sogar unheilvoll (wie großartig es in sich selbst auch sein mag), wenn das Volk des Gesetzes nicht würdig und nicht für das Gesetz gemacht ist.«

»Stets wird der Reaktionär, dieser Konservative, der die Maske abgeworfen hat, von den Weisheiten borgen, was an ihnen am schlechtesten und am tiefsten ist: den Begriff des Nichtgutzumachenden, die statische Weltsicht.«

Emil M. Cioran: *Über das reaktionäre Denken*, S. 36f.

De Maistre illustriert diese Selbstverständlichkeit, dieses Korollar mit einem Bericht aus Georgien: Früher sei der König ausgeritten, um auf den Straßen von Tiflis Rechtshändel zu schlichten. Nach Anhörung aller Parteien wurde derjenige, der im Unrecht oder zumindest mehr im Unrecht war als der andere, vom Fürsten höchstpersönlich mit Stockschlägen (*coups de bâton*) bestraft. Das neue, von den Russen eingesetzte formelle Rechtssystem sei dem Volk bis heute fremd. Sie trauerten, wie de Maistre mit Berufung auf einen Bericht seines Bruders Xavier erzählt, der guten alten *bâtonomie* nach.

Was wäre allein dem 21. Jahrhundert an Kriegen – oder zumindest an fadenscheinigen Rechtfertigungen – erspart geblieben, wenn den Neocons oder der US-Öffentlichkeit die Einsicht in de Maistres Satz vergönnt gewesen wäre. Das Hirngespinnst, daß ein mit Waffengewalt durchgesetzter *Regime change* auch dort Demokratie nach amerikanischem Vorbild schaffen könne, wo der Geist eines Volkes von ganz anderen Ideen geprägt ist, ist immer wieder neu an der Realität gescheitert.



Der Königsthron im Aachener Dom.

Die wahrhafte Konstitution eines Volkes, das für es grundlegende und verbindliche Gesetz, wird nicht durch irgendein Schriftstück – ein Dokument namens »Verfassung« – bestimmt, sondern durch eine konkrete geistige Verfaßtheit, die jeder Art von Positivität vorgängig ist. De Maistre geht sogar noch weiter und behauptet, daß sich die Positivität und die wahrhaft verfassungsmäßige Bedeutung eines Gesetzes notwendigerweise ausschließen: »Ich halte es für unbestreitbar, daß kein einziges wahrhaft grundlegendes und konstitutionelles Gesetz niedergeschrieben werden kann, und wenn es niedergeschrieben wird, ist es nichtig.« Man darf hierhin durchaus eine radikalisierte Verallgemeinerung des berühmten Böckenförde-Diktums erkennen: Nicht nur der »freiheitliche, säkularisierte«, sondern jeder Staat »lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann«. De Maistres Beispiel für ein staatsrechtliches Prinzip, das sich seiner formellen Setzung entzieht und widersetzt, ist das Gesetz der Thronfolge. Wer, so die rhetorische Frage de Maistres, hat dieses in Frankreich eingeführt? Offenbar war es weder das Volk noch der König. Der entscheidende Punkt: Wenn es sich um eine Setzung des Königs handeln würde, dann hätte er auch das Recht, es aufzuheben. Was aber durch einen Willkürakt aufgehoben werden kann, ist *per definitionem* nicht grundlegend. Die basalen Gesetze einer Nation entspringen ihrer *âme générale*, der überindividuellen Volksseele.

Trotz dieser Betonung der Eigengesetzlichkeit des Volkes ist de Maistre nicht nur kein Verfechter, sondern geradezu ein Gegner der Idee der Volkssouveränität, zumindest insofern sie von der falschen Vorstellung geprägt ist, daß die Masse sich in einem willkürlichen Verfahren von Null auf eigene Gesetze geben und so über sich selbst herrschen könnte. Die, die herrschen, sind niemals schlicht identisch mit denen, die beherrscht werden. Die Volksherrschaft beschränkt sich wohlverstanden auf die für jede Souveränität unerläßliche Bereitschaft des Volkes zu gehorchen. Der

»Die Nationen haben eine allgemeine Seele und eine wahrhaft moralische Einheit, die sie zu dem macht, was sie sind. Diese Einheit wird vor allem durch die Sprache angezeigt.«

Joseph de Maistre: *Von der Souveränität*, S. 13.

vermeintlich schöne Traum einer darüber hinausgehenden Volkssouveränität, einer hierarchielosen Herrschaft des Volkes über sich selbst, schlägt in die Herrschaft der Hierarchielosigkeit und damit ins terroristische Chaos um. Den historischen Beweis dafür hat die Französische Revolution erbracht, die de Maistre schonungslos in ihrem *caractère satanique*, in ihrem alle (insbesondere die göttlich-religiöse) Ordnung zersetzenden Wesen, beschreibt. Auch während der Revolution von 1789 sind die Volksmassen eigentlich keine souverän Handelnden, sondern von einem allgemeinen Geist – oder treffender: Ungeist – Beherrschte, nämlich vom perversen Geist der aufklärerischen Philosophen.

»Die Wiederherstellung der Monarchie, die man Gegenrevolution nennt, wird nicht eine entgegengesetzte Revolution sein, sondern das Gegenteil der Revolution.«

Joseph de Maistre: *Betrachtungen über Frankreich*, S. 120.



Fresko im Aachener Dom.

Es zeigt sich bei de Maistre also ein Gefälle von Geist und Politik, das sich mit heutigen Vokabeln auch als Vorrang der Metapolitik vor der Politik beschreiben ließe: Die Verkehrung der politischen Ordnung sowie die sie begleitenden Greuel resultieren aus einer Verkehrung des Denkens. Die Revolution, so de Maistre, werde daher erst dann wirklich an ihr Ende gekommen sein, wenn es zu einer »Offenbarung der Wahrheit im Geist der Massen« komme. Ist der Geist erst gesundet, genügen, wie es in den *Betrachtungen über Frankreich* von 1797 heißt, eine Handvoll Männer, um Frankreich einen König zu geben.

Was läßt sich nun aus diesen Überlegungen für unsere Lage in der BRD im Jahr 2021 gewinnen? Zweifellos leben auch wir in einer Zeit, in der jegliche althergebrachte Ordnung, alle historisch gewachsene Normalität unserer Lebensform ins Alpträumhafte verkehrt worden ist. Es ist naiv zu glauben, daß wir aus diesem Alpdruck erwachen, wenn nur die Kanzlerin endlich nicht mehr ist. Wenn de Maistre recht hat, dann ist »Merkel muß weg!« keine Lösung. Denn der Grund für die Misere liegt tiefer, und zwar in einer kollektiven geistigen Ver-rücktheit: Die Deutschen sind ein Volk, das zu großen Teilen kein Volk, sondern nur noch Bevölkerung sein möchte; ein Volk, das die eigene kollektive Identität willig in der Einheitsbrühe der »Diversity« ertränkt; ein Volk, das sich mit servilem Dank auf den Lippen im Namen der Gesundheit zu Gefangenen im eigenen Land machen läßt. So paradox es klingen mag: Gerade Rechte können in der BRD nicht auf das Volk zählen.

Die Annahme, es müßte nur tief genug gedacht, klar genug geschrieben und überzeugend genug argumentiert werden, um das Volk von der Wahrheit zu überzeugen und so eine politische Wende zu erreichen, wird derweil von der Wirklichkeit jeden Tag aufs neue widerlegt. Die Gehirne scheinen hermetisch verriegelt. Was also tun, wenn Metapolitik die Politik bestimmt, eine wirkungsvolle Metapolitik von rechts aber ein Ding der Unmöglichkeit zu sein scheint? Nun, der Reaktionär tut einfach das, was er ohnehin tut: denken, schreiben, reden; und zwar, weil er gar nicht anders kann, und nicht, weil er sich bestimmte Resultate erhofft. Er ist schließlich der Fürsprecher von Wahrheiten, die sich nicht in den Dienst der Menschen stellen lassen, sondern in deren Dienst sich der Mensch zu stellen hat. Reaktionäres Denken ist Metapolitik auf verlorenem Posten. Die Stellung halten kann eigentlich nur derjenige, für den nicht der Mensch, sondern Gott das Maß aller Dinge ist. ■

Literaturhinweise:

Isaiah Berlin: »Joseph de Maistre und die Ursprünge des europäischen Denkens«, in: ders.: *Das krumme Holz der Humanität*, Berlin 2009;

Emil M. Cioran: *Über das reaktionäre Denken*, Berlin 2018;

Felix Dirsch: *Rechtskatholizismus*, Kaarst 2020;

Greg Johnson: *White Nationalist Manifesto*, San Francisco 2018;

Joseph de Maistre: *Betrachtungen über Frankreich*, Wien/Leipzig 1991;

ders.: *Die Abende von St. Petersburg*, Wien/Leipzig 2008;

ders.: *Von der Souveränität*, Berlin 2016;

ders.: *Œuvres suivies d'un Dictionnaire Joseph de Maistre*, hrsg. v. Pierre Glau-des, Paris 2007;

ders.: *Œuvres complètes*, Genf 1979;

John C. Murray: »The Political Thought of Joseph De Maistre«, in: *The Review of Politics*, 11/1, 1949, S. 63–86.

Angst und Raum – Barbarossa 1941

von Stefan Scheil

»Mit dem Ding woll'n Sie wohl 'nen Russen pieksen?« Der Satz riß den Legationsrat im Auswärtigen Amt, Roland von zur Mühlen, aus seinen Gedanken. Einige Stunden zuvor hatte er im Auswärtigen Amt die Kriegserklärung an die Sowjetunion direkt miterlebt. In seiner Gegenwart überreichte Außenminister Ribbentrop dem Sowjetbotschafter Dekanosow in den frühen Morgenstunden des 22. Juni 1941 die entsprechenden Papiere und gab eine kurze Begründung. Stunden später befand sich von zur Mühlen, immer noch in Diplomatenuniform, auf dem Heimweg durch das morgendliche Berlin und war an einer Plakatsäule stehengeblieben. Sie verkündete den deutschen Angriffsentschluß, zusammen mit einer plakativen Landkarte. Und trotz aller Versuche, das Deutsche Reich und seinen aktuellen europäischen Machtbereich dabei graphisch auf eine Größenebene mit der UdSSR zu heben, kam ihm die Sache bei diesem Anblick erstmals äußerst bedenklich vor. Zur deutschen Diplomatenuniform eines Legationsrats gehörte aber auch 1941 noch eine Stichwaffe, die zusammen mit der Landkarte bei den Umstehenden den Berliner Humor auf den Plan gerufen hatte. Konnte man dieses Riesengebiet mit den deutschen Mitteln mehr als nur »pieksen«?

Am frühen Morgen hatte Dekanosow eher gelassen reagiert, als Ribbentrop ihm eine kurze Begründung für den Angriff gab und auf die »seit längerer Zeit zunehmende deutschfeindliche Haltung der Sowjetunion und die Bedrohung Deutschlands« verwies. Das sei klar und eindeutig, meinte Dekanosow lediglich und verabschiedete sich bald. Von der »deutschfeindlichen Haltung« der UdSSR wußte er selbst genug und hatte als Leiter der Berliner Botschaft schon seit einem Jahr den Auftrag, die Grundlagen für die kommende Sowjetisierung Deutschlands zu legen. Wie sich später herausstellte, war diese Vorarbeit auch nicht umsonst gewesen, selbst wenn ihre Ergebnisse letztlich nur in der sowjetisch besetzten Zone angewandt wurden. Den ganz großen Entwurf eines Einzugs der Roten Armee nicht nur in Berlin, sondern auch über Köln hinweg in Paris, sollte der gerade begonnene deutsche Feldzug letztlich erfolgreich verhindern. Man werde es später noch einmal probieren, kündigte Sowjetdiktator Stalin im Frühjahr 1945 dann an.

Aber dies greift vor. Im Juni 1941 wußte noch niemand, was das Unternehmen Barbarossa bringen würde. Es wußte zugleich trotz aller Aufklärungsbemühungen ebenfalls noch niemand vollständig, was es im Detail mit dem Riesenreich auf sich hatte, das wie eine dunkle Drohung am östlichen Horizont lag und nun an Berliner Litfaßsäulen als Kriegsgegner bezeichnet wurde.

Anfang der 1920er Jahre hatten die Meldungen über die Millionen Toten als Folge der Oktoberrevolution und des russischen Bürgerkriegs die konterrevolutionäre Stimmung überall in Europa steigen lassen. Die Sowjetunion verkörperte damals das Ende von Rechtlichkeit und Bürgerlichkeit. Kommunistische Verbrechen trugen sehr dazu bei, fast überall in

Jörg Baberowski: *Der rote Terror*, München 2003.

Europa militante Gegenbewegungen zu schaffen, die in autoritärer und uniformierter Struktur weitere Revolutionen verhinderten oder rückgängig machten. Der italienische Faschismus und der deutsche Nationalsozialismus konnten als prominenteste Exponate dieser Richtung gelten.

Den unmittelbaren Revolutionsopfern folgten die Toten der ukrainischen Hungerkatastrophe und zahlreicher Verfolgungswellen aller Art und Motivation, vor dem Weltkrieg zuletzt in den Moskauer Schauprozessen 1936 und 1937, als beachtliche Teile der kommunistischen Parteifunktionäre angeklagt und hingerichtet wurden. Was »Kommunismus« sein konnte, hatte dazu zeitlich parallel der Spanische Bürgerkrieg gezeigt, mit seiner Vernichtungswut gegen Religion und Kultur auf der offiziell republikanischen Seite, die sich unter sowjetischem Einfluß schnell radikalisierte. In ihrer Gewohnheit, Politik mit Massenmord zu begleiten, stellte die Sowjetunion in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ein Phänomen dar, das man aus dem Blickwinkel Europas nur aus fernen historischen Zeiten kannte: die asiatische Tyrannei, wie sie einst im Mittelalter die berühmten Mongolenherrscher ausgeübt hatten. Im Vergleich dazu wirkte das nationalsozialistische Deutschland im Jahr 1939 wie ein gewöhnlicher Polizeistaat. Es bestand reichlich Anlaß, Angst vor der UdSSR zu haben.

Um die Gedankenwelt derjenigen zu verstehen, die 1941 in Deutschland die Entscheidungen trafen, muß man von dort jedoch etwa drei Jahrzehnte zurückgehen. Es handelte sich nämlich nicht um eine sowjetrussische Spezialität, auf Deutschland als Bedrohung zu wirken. Dies hatte bereits das zaristische Rußland vor 1914 immer stärker und scheinbar unabwendbar getan. Politische Entspannungsversuche von deutscher Seite griffen nicht, militärische Gegenmaßnahmen schienen unmöglich. Die drohende »russische Dampfwalze« wurde jedes Jahr etwas gewichtiger ausgebaut.

Im Sommer 1914 befand sich der deutsche Kanzler deshalb im Zustand ratloser Verzweiflung. Rußlands militärische Macht wachse schnell, und würde auch noch der damals zu Rußland gehörende Teil Polens strategisch ausgebaut sein, sei die Lage für Deutschland unhaltbar, meinte Bethmann-Hollweg Anfang Juli 1914. Dies gab eine damals verbreitete Ansicht wieder, die sich ja auch im deutschen militärischen Operationsplan für den Kriegsfall niederschlug, der eine Offensive Richtung Osten überhaupt nicht in Betracht zog. Immerhin galt damals mehrheitlich noch die Überzeugung, Rußland würde tatsächlich warten, und als möglichen Zeitpunkt eines russischen Angriffs vermutete man eher 1916 als 1914. Aber der Befund von Kanzler Bethmann-Hollweg lautete: »Die Zukunft gehört Rußland, das wächst und wächst und sich als immer schwererer Alb auf uns legt.« Und ein paar Tage später: »Rußlands wachsende Ansprüche und ungeheure Sprengkraft [sind] in wenigen Jahren nicht mehr abzuwehren, zumal wenn die jetzige europäische Konstellation bleibt. [...] Nur wenn Rußland in der serbischen Sache von den Westmächten nicht bis zum letzten unterstützt wird, sieht es ein, daß es sich mit uns verständigen muß. Aber auch dann wird Rußland sehr teuer sein. Es ist zu mächtig geworden und muß schon aus innenpolitischen Gründen und als Gegengewicht gegen die revolutionären Strömungen in Panlawismus machen.«

Wir wollen nicht abschweifen, aber es sei ergänzend erwähnt: Während dies am 20. Juli 1914 gesagt wurde, traf gerade die französische Staatsführung in St. Petersburg ein, um Rußland nicht nur ihre restlose Unterstützung in der »serbischen Sache« zuzusichern, sondern um im Gegenteil noch vorhandene russische Bedenken gegen den Krieg auszuräumen. Zeitgenössische Karikaturen griffen das auf und zeigten den französischen Staatspräsidenten, wie er dem russischen Zaren aufs Kriegsroß half. Ab dem 25. Juli begannen dann jene russischen geheimen Mobilmachungen, deren Existenz man dem deutschen Kaiser gegenüber in den folgenden Tagen auch auf Nachfrage geflissentlich bestritt und die unter dem Stichwort »Mobilmachung ist Krieg« lange vorbereitet worden waren. Die Berliner Ängste wurden wahr.

Manche Elemente dieser Situation kehrten 1941 wieder. Da war zum einen der erneut stetige und strategische Ausbau von russisch-sowjetischem Militärpotential. Das geschah unter marxistischen Vorzeichen, aber es versetzte die inzwischen in Moskau statt an der Ostsee residierenden Machthaber nun einmal wie ihre Vorgänger in die Lage, eine zumindest zahlenmäßig überwältigend starke Streitmacht zu mobilisieren. Das taten sie 1941 dann unübersehbar. Wenn auch der bis nach Asien reichende

Zur Berliner Stimmungslage 1914: Kurt Riezler: *Tagebücher, Aufsätze, Dokumente*, Göttingen 1972.

»Schweres Entschließen«, aber vertraue auf die Wehrmacht. Luftflotte: Jäger und Bomber zahlenmäßig überlegen. Etwas Angst für Berlin und Wien. [...] Haben ihre ganze Kraft an der Westgrenze. Größter Aufmarsch der Geschichte.«

Hitler zu Walter Hewel privat über den sowjetischen Aufmarsch.

Sean McMeekin: *The Russian Origins of the First World War*, Cambridge 2011.

»Er wollte mich auf seine Seite ziehen, und beinahe schaffte er es. (Molotow lächelte ironisch.) Jeder drängte mich dort, wir sollten doch zusammenstehen, Deutschland und die Sowjetunion, wir sollten unsere Anstrengungen gegen England doch kombinieren.«

Molotow im Nachkriegsinterview zu seinen Berliner Gesprächen mit Hitler.

Gesamtumfang der Marschkolonnen der Roten Armee verborgen werden konnte, beurteilte der jetzige Kanzler des Deutschen Reichs den sowjetischen Aufmarsch im Juni 1941 intern als den »größten der Geschichte«, also auch natürlich als größer als den eigenen.

Da gab es zum anderen die steigenden und anscheinend grenzenlosen sowjetrussischen Ansprüche. Nun lag die Grenzenlosigkeit natürlich im marxistischen Grundsatzprogramm, und das sowjetische Staatswappen zeigte folgerichtig ganz programmatisch die Kontinente der gesamten Welt in Rot. Dennoch ging man in Berlin vor 1941 wie vor 1914 lange Zeit davon aus, auf staatlicher Ebene über gewisse Verhandlungsspielräume und die Möglichkeit zum Abschluß von Verträgen wenigstens auf Zeit zu verfügen. Es erwies sich aber erneut, daß es diese Möglichkeiten nicht gab, weil weder das zaristische noch das sowjetische Rußland bereit waren, in der Verfolgung ihrer staatlichen Interessen auf deutsche Befindlichkeiten Rücksicht zu nehmen.

Der Auftritt des sowjetischen Außenministers Molotow in Berlin im November 1940 beseitigte hieran jeden Zweifel, verlangte er doch von dem damals auf der Höhe seiner Machtentfaltung stehenden Deutschen Reich ebenso existentielle wie unmögliche Zugeständnisse und erklärte das erst vor kaum einem Jahr geschlossene Abkommen über die gegenseitigen Interessensphären für erledigt. Mit anderen Worten, er stellte Bedingungen, die eigentlich schon von einer sicheren deutschen Niederlage ausgingen und die Stellungen für einen kommenden Konflikt mit den Westmächten sichern sollten.

Um nun andererseits den gewissen Optimismus zu verstehen, mit dem die Wehrmacht 1941 in den Krieg gegen die UdSSR zog, muß man ebenfalls zweieinhalb Jahrzehnte zurückgehen. Wir haben gesehen, daß die Führung des kaiserlichen Deutschland den östlichen Nachbarn vor 1914 als mehr oder weniger unüberwindlich abgebucht hatte. Für den Kriegsfall war daher vorgesehen, in einem schnellen Feldzug jede militärische Drohung im Westen zu beseitigen und gegen Rußland einen hinhaltenden Krieg zu führen, der dann irgendwann in einen Kompromißfrieden münden sollte.

Es kam jedoch alles ganz anders, und es stellte sich heraus, daß am Ende nicht Frankreich, sondern Rußland in einer Kette von Offensiven nicht nur weit zurückgedrängt, im Jahr 1917 letztlich besiegt und zum staatlichen Zusammenbruch gebracht werden konnte. Für einen geschichtlichen Wimpernschlag lag danach in den Jahren 1917/18 tatsächlich eine deutsche Weltmachtstellung in greifbarer Nähe, mit einer ökonomisch, militärisch und politisch dominierenden Stellung in Osteuropa. Über die Gründe, warum diese Option innerhalb eines Jahres verspielt wurde, kann an dieser Stelle nur wenig gesagt werden. Innenpolitisch jedenfalls versank das kaiserlich-preußische System im Streit darüber, welche Dynastie nun welchen Thron im Osten bekommen sollte, während die Reichstagsopposition ernsthaft dem Glauben anhing, die Hauptfrage des Weltkriegs sei die Parlamentarisierung Deutschlands.

Aber es ist anzumerken, daß dieses Erfolgserlebnis der russischen Niederlage für die nächsten dreißig Jahre nachwirkte. Die Sowjetunion gab sich phasenweise als Partner der Schwarzen Reichswehr, nach 1933 zunehmend als Gegner, aber sie galt bis 1941 in deutschen Militärkreisen nicht mehr als unüberwindliche Macht. Auch diejenigen, die vom früher oder später bevorstehenden Angriff der Roten Armee überzeugt waren, gingen von einer guten Siegchance aus, sollte Deutschland dagegen zu einem selbstgewählten Zeitpunkt im Sommer präventiv vorgehen. Es dauerte allerdings nur Wochen, bis diese Ansicht durch die Erkenntnis über das ganze Ausmaß der sowjetischen Rüstung erschüttert wurde.

Mit Erschütterung reagierten die deutschen Augenzeugen auch auf die Bestätigung der schlimmsten Befürchtungen hinsichtlich der Brutalität des sowjetischen Systems. Das galt für die Kampfweise der Roten Armee, die keine Gefangenen machte, soweit sie 1941 die Gelegenheit dazu bekam. Das galt noch viel mehr für die Leichenberge, die man beim Vorrücken auf den Straßen und in den Kellern der eroberten Städte fand. Wer dort einfaß, und das waren Zehntausende, wurde kurz vor der Ankunft deutscher Truppen noch erschossen oder auf andere Weise ums Leben gebracht. Fassunglose Wehrmachtssoldaten standen vor mannshohen Haufen von Toten. Es sind Filmaufnahmen darüber erhalten geblieben. Dieses Material könne man aber nicht einmal für die Propaganda verwenden, notierte in

Berlin der zuständige Minister für dieses Ressort. Am 15. Juli 1941 wurden Joseph Goebbels Aufnahmen sowjetischer Massaker gezeigt, und er befand, daß sie »so ungefähr das Grauenregendste« darstellten, was er jemals gesehen habe. Es sei »unmöglich, diese Bilder für die Öffentlichkeit freizugeben; es würde eine Panik in den Kinotheatern geben.«

Auch in diesem Fall bestätigten sich Befürchtungen, die Goebbels schon lange vorher geäußert hatte, etwa im August 1940 unter dem Eindruck der sowjetischen Okkupation Litauens. »Die Russen hausen schauerhaft in Kowno. Alles, was etwas über den Durchschnitt herausragt, wird einen Kopf kleiner gemacht. Das ist der Bolschewismus, wovor wir unser Volk bewahren müssen.«

Ernst Nolte: *Der kausale Nexus*, München 2002.

In Zusammenhang mit diesen Ängsten und dem möglichen »kausalen Nexus« einer Radikalisierung und Brutalisierung nationalsozialistischer Regierungspraxis unter dem Eindruck sowjetischer Untaten hat der deutsche Historiker Ernst Nolte auf das Stichwort »Rattenkäfig« hingewiesen. In diesem Fall geht es um eine Episode, die nach Noltens Meinung den deutschen Staats- und Parteichef persönlich umtrieb. Für Folterzwecke soll der sowjetische Inlandsgeheimdienst demnach hungrige Ratten in Käfige gesperrt haben, deren einziger Ausweg darin bestand, sich durch die Menschenliche Idee ging später in die Weltliteratur ein, in George Orwells Totalitarismusedystopie 1984 etwa wird der Protagonist letztlich mit dieser Foltermethode gebrochen. Nolte fand es bemerkenswert, daß Hitler nach der Niederlage von Stalingrad geäußert hatte, der gefangengenommene Generalfeldmarschall Paulus werde sicher auch bald in den Rattenkäfig gesteckt und danach alles Gewünschte sagen. Ob Rattenkäfig oder nicht, Friedrich Paulus wechselte tatsächlich bald als eine Art Kronzeuge ins sowjetische Lager und präsentierte vor dem Nürnberger Nachkriegstribunal auftragsgemäß die Legende vom unprovokierten deutschen »Überfall« auf die UdSSR. Dies allerdings, während er gleichzeitig in abgehörten Gesprächen mit anderen Gefangenen wahrheitsgemäß berichtete, 1941 an einem Präventivkrieg mitgewirkt zu haben.

Daß Hitler sich jedenfalls noch 1943 an die Geschichte vom Rattenkäfig erinnerte, die aus den 1920er Jahren stammte, zeigte für Ernst Nolte anschaulich seine Kontinuität in der Furcht vor dem Bolschewismus und dessen brutalisierenden Einfluß auf ihn und den Nationalsozialismus insgesamt. Der kommende Krieg gegen das Sowjetregime sei wegen dessen drohender Angriffsbereitschaft und erwiesener Grausamkeiten ebenso unvermeidlich, wie er kein gewöhnlicher sein werde, führte Hitler vor der deutschen Generalität in einer berüchtigten Rede im Frühjahr 1941 aus. Er überzeugte nicht jeden, insbesondere nicht davon, daß als Konsequenz schon vor Kriegsbeginn Teile des geltenden Kriegsrechts außer Kraft zu setzen seien. Das lehnten viele Offiziere ab und griffen zu originellen Methoden, um die Anordnungen teilweise zu umgehen. Generalquartiermeister Eduard Wagner legte in Verhandlungen mit der SS-Führung beispielsweise Wert darauf, daß die Ausführung des Befehls zur Erschießung aller gefangengenommenen Politkommissare der Roten Armee der Wehrmacht überlassen bleibe. Das sei der einzige Weg, den Befehl in der Praxis zu umgehen.

Am Ende stand im Sommer 1941 eine nationalsozialistisch-deutsche und sowjetrussische Gewaltexplosion. Bei einem in der Forschung wenig beachteten Frontbesuch machte Hitler sich Anfang August auch von den dunklen Seiten dieses Feldzugs ein persönliches Bild. »Judenerschießungen. Miese Stimmung«, notierte sein Verbindungsmann zum Auswärtigen Amt, Walter Hewel, für den 7. August 1941. Was der »Führer« dazu angemerkt hatte, vermerkte er in einem deutsch-indonesischen Kauderwelsch, das er sich bei einem jahrzehntelangen Aufenthalt in Südostasien angeeignet hatte. Es ist nicht eindeutig übersetzbar.

»Welch ein großes Volk«, sagte Charles de Gaulle bewundernd, als man ihm in der Nachkriegs-UdSSR die Stelle des östlichsten deutschen Vordringens zeigte – und meinte damit die Deutschen. In der Tat wurde die Sowjetunion durch die Wehrmacht schwer angeschlagen. An den Rand der Niederlage kam sie jedoch nicht, anders als das Zarenreich. Für einige Jahrzehnte wurden zwischen 1945 und 1989 die deutschen Ängste von 1914 und 1941 wahr, und die Bedenken, die Roland von zur Mühlen zu Kriegsbeginn gehabt hatte, bestätigten sich. ■

Die Angstbewältiger

Eine Typenlehre von Ellen Kositzka, Martin Lichtmesz und Caroline Sommerfeld

Teilt man die menschliche Psyche wie der Wiener Psychiater Raphael Bonelli in die drei Bereiche »Kopf«, »Herz« und »Bauch« ein, so ist die Angst als Funktion des Selbsterhaltungstriebes im Bauch zu verorten. Der Kopf muß die von der Angst ausgelösten Affekte unter Kontrolle bringen und die Gefahrensituation möglichst nüchtern abwägen, während das »Herz« die Aufgabe hat, »die Ordnung, die der Kopf erkannt hat, gegen den chaotischen Bauch durchzusetzen« (Bonelli). Wenn das gelingt, dann hat es ein Mensch geschafft, mutig zu sein. Angstbewältigung kann aber auch mißlingen: Entweder die Bauch-Angst obsiegt und man wird kopflos, oder aber der Kopf flüchtet sich in die »Rationalisierung«, die eine erkenntnisabschirmende Pseudo-Ordnung simuliert. Im schlimmsten Fall führt eine mißglückte Angstbewältigung zu Zwangsneurosen oder gar Psychosen. Manche Menschen erstaunen uns, weil sie Dinge, die uns bedrücken, völlig unberührt lassen, ob aus Affektarmut, Informationsmangel oder unterschiedlichen Werturteilen und Gewichtungen – und umgekehrt geht es ihnen mit uns genauso. Frei von Angst ist niemand, denn Mut ist nicht Abwesenheit von Angst, sondern deren Überwindung oder Konfrontation durch eine bewußte Entscheidung. Lao-Tse beschreibt im *Tao-te-king* die »Meister der alten Zeiten« als »vorsichtig wie derjenige, der durch einen winterlichen Fluß wadet«, und »wachsam wie der derjenige, der sich vom Feinde umgeben weiß.« Sie waren »frei und sehend«, nicht wie Heimito von Doderers »Apperzeptionsverweigerer«, der seinen Kopf in den Sand steckt und dadurch erst recht zum Gefangenen der Lage wird. Wie ein Mensch seine Angst – und damit letzten Endes das Wissen um seine Verwundbarkeit und Sterblichkeit – bewältigt, ist ein entscheidender Schlüssel zu seinem Charakter.

DER NORMOPATH

Der Psychiater Hans-Joachim Maaz hat in *Das falsche Leben* (2017) einen sich massiv ausbreitenden Sozialtypus charakterisiert, den er nicht ohne Bitterkeit den »Normopathen« nennt, also den Überangepaßten, den krankhaften Mitläufer, denjenigen, der unbedingt normal sein will. Die

Gefolgschaft durch Anpassung stelle, so Maaz bereits vor vier Jahren, eine Riesengefahr für die Gesellschaft dar, da »das ungeliebte und abhängige Selbst sich nicht befreien kann; so wird es eher ›bis in den Tod‹ mitmarschieren als den Aufstand wagen«.

Der Normopath bewältigt seine innere Not (unleugbar hat er derzeit Angst vor Ansteckung, vor Jobverlust oder Zurückweisung durch seine *peer group*) durch eine äußere Fassade, und diese zunächst gespielte Fassade wirkt dann auf sein Inneres zurück. So kann er sich damit brüsten, »voll gut klarzukommen« im »neuen Normal«. Da diese Klarkommer-Pose von seiner Umwelt positiv sanktioniert wird, wird sie ihm zur zweiten Natur. Der Normopath ist keineswegs debil und stumpf, sondern ein perfekter Bewältigungsstrategie – dies gereicht ihm in der Zukunft womöglich zum sozialdarwinistischen Vorteil.

Der Normopath nimmt am liebsten Zuflucht in seine geliebte Medienblase und hält die Verlautbarungen des Regierungskommunikés in der *Tagesschau* für besonders wirklichkeitsnah: Die »Pandemie« erzeugt allerorten »schlimme Bilder«, doch man muß sich darüber »informieren« und der schweren Lage ins Auge sehen. Sein Credo ist #trustthescience – er befindet sich auf der sicheren Seite »der Wissenschaft«. Die kleinen Einschränkungen des Alltags werden durch deren Fortschritte bald überwunden sein, er jedenfalls freut sich schon auf den Urlaub mit »grünem Paß«, auf den neuen Job im staatssubventionierten Betrieb mit durchgeimpfter Belegschaft und auf den praktischen digitalen Zugang zu allem. Alltagsmaske? »Null problema!«.

Der Normopath traut der normalen Wahrnehmung nicht (Wie fühlt es sich an, durchzuatmen? Wo sind die Seuchentoten? Bin ich gesund?) und ist deshalb nicht mehr bereit, elementarste Formen menschlichen Miteinanders (Besuch, Berührung, Krankenpflege, Gesichter) für das Normale zu halten, sondern will sie vehement ersetzen durch soziale Kontrazeptiva: Mittel, die die Empfänglichkeit für den Mitmenschen verhindern. Er ist dementsprechend unempfindlich für jede Form von Angst seitens derer, die seine Impfgewißheit und seinen Glauben an Wissenschaft und »Schöne Neue Welt« nicht teilen.

Oftmals ist er nicht nur unempfindlich, sondern, da er ja ein Normopath ist, ausgesprochen aggressiv eingestellt gegenüber fremden Nöten, die nicht seiner Wahrnehmungsblase entstammen. Daß einer Angst vor der Impfung hätte? Kindisch! Daß einer Angst vor der Zukunft hätte? Verschwörungstheoretiker! Daß einer Angst vor der Diktatur hätte? Antidemokrat!

Die Angstbewältigungsstrategie des Normopathen kann einem wirklich angst machen. Sie wird noch gesteigert durch die Beobachtung, daß es sich um einen sich endemisch ausbreitenden Typus Mensch handelt. (CS)

DIE TÄTIGE

Waaas? Die wollen jetzt auch Kinder impfen? Wie bitte? Die schließen Hunderte Krankenhäuser und beklagen zugleich einen Mangel an Intensivbetten? Kann nicht wahr sein: Als »genesen« soll man nur ein paar Monate lang gelten? Die Tätige hört's, schüttelt den Kopf und geht an die Arbeit. Das Kind muß ja gewickelt, das Huhn gerupft und die Saat gegossen werden. Auf dem Schreibtisch wartet die Arbeit, der Kleine muß um vier abgeholt werden, und morgen erwartet der Chef die Entwürfe. Bis Freitag muß dieser Antrag in der Post sein. Heute ist heute, morgen hab ich das zu erledigen und übermorgen jenes. Danach wird man sehen. Kann sein, daß es dann eine neue Devise gibt. Wenn es soweit ist, wird man reagieren müssen. Vorherige Spekulationen kosten nur Kraft und lenken ab. Und, hilft ja alles nichts: Die Büsche brauchen Wasser, das Kind die Brust, und wem der Sonntag gehört, ist ohnehin nicht disponibel. (EK)

DER VERNUNFTEXTREMIST

Angst, so äußerte sich schon vor längerem die linke Kämpferin »gegen den Haß«, Carolin Emcke, verenge den Blick und untergrabe die Vernunft. Dies passe auf alle »illiberalen Phänomene«, die unsere liberalen Gesellschaften zum Vorschein brächten. Von der Angst profitierten dann extremistische Meinungsmacher links wie rechts. In der Mitte sitzt dick und fett die unbeirrbar Vernunft. Der Vernunftextremist deutet die aristotelische Lehre vom Maßhalten in Bequemlichkeit und Überheblichkeit um. In der Mitte liegt die goldene Tugend des Maßes, nach beiden Seiten gibt es für ihn gleich große, maßlose und gefährliche Abweichungen. Erblickt er Angst auf beiden Seiten des politischen Spektrums, ist dies ein Spektakel für den Vernünftigen, der für sich den Sitzplatz in der Mitte mit Aussichtsplattform reserviert hat.

Maßhalten ist das Fundament aller Tugenden und hilft ausgezeichnet gegen Angst. Aristoteles eignet sich also trefflich als philosophischer Seelenführer – nur darf man ihn nicht umdeuten zu eigenen Gunsten und einfach behaupten, man befinde sich selbstverständlich in der Mitte.

Emcke ist ein besonderer Leckerbissen in Sachen Umdeutung zu eigenen Gunsten: Ihren eigenen Extremismus präsentiert sie stolz als

»liberal«, dabei liegt er im Hufeisen in Wirklichkeit erheblich weit links. Ihre Angstlosigkeit und Haßlosigkeit sind reine Projektion der eigenen Irrationalität auf Andersdenkende, denn vor nichts hat sie mehr Angst als vor diesen. Wider jede Vernunft quält Leute ihres Schlages nämlich große Angst vor dem »Rechtsextremismus«. Aus der Sicht der reinen Vernunft erscheinen »Ängste« (immer im Plural) als unvernünftige Störungen des Gleichgewichts. Bei Emcke handelt es sich um willkürliche, frei flottierende Ängste, die nichts mit etwaigen Wirklichkeiten zu tun haben.

Der Vernunftextremist hält das »Panikpapier« der Bundesregierung und die Doppel- und Tripelmaske für im selben Maße lachhaft wie die »Katastrophensehnsucht« der Verschwörungstheoretiker, denn in der Ruhe liegt ja bekanntlich die Kraft der Vernunft. Er verkennt dabei, daß bewußtes Panikschüren, Holzhammermaßnahmen und offen konzertierte Weltumbaupläne seitens der politisch Verantwortlichen überhaupt erst als Reaktion die Angst vor einer weit größeren Katastrophe als der COVID-19-Infektion auf der einen Seite des Hufeisens erzeugt haben. »Vernunft« wird dann zum extremistischen Totschlagargument, wenn von ihrer angemessenen Warte aus jegliche (auch berechnete) Angst und Sorge für »irrational« und der politische Diskurs über deren Gründe von vornherein für beendet erklärt wird. (CS)

DIE BLASENBEWohnerIN

Sie ist Akademikerin, im fortgeschrittenen Alter, hat keine Kinder (wenn auch einen mütterlichen Habitus), einen wohlhabenden Mann, gehört der gebildeten grünen Bourgeoisie an und lebt in einem schmucken Wiener Stadtteil, in dem Kirchen und Kindergärten mit Regenbogenfahnen geschmückt werden. Sie ist zwar der Ansicht, daß »Corona« ein bißchen mehr ist als ein Husten, hat aber persönlich keine übermäßige Angst davor. Sie ist Impfbefürworterin, hält Widerstand dagegen für reaktionär und abergläubisch und sieht keinerlei »Zwang« am Werk – ihr Freundeskreis und sie selbst haben sich doch alle schon freiwillig impfen lassen, ohne größere Folgeprobleme! Neulich haben sie und ihr Mann ein Haus außerhalb der Stadt erworben. Dort können sie jederzeit Sonnenschein, Blumen, Pflanzen, Kräuter und Bäume genießen, wenn ihnen der Großstadttreiben mal wieder zuviel wird. Ihr Leben ist größtenteils angstfrei, und sie bewältigen auch die Coronakrise mit heiterer Resilienz. (ML)

DER GLÄUBIGE

»Man steht hier in Gottes Hand, wie sonst auch; aber man fühlt deren warmen Grund, man bekommt ihn allmählich unter die Füße, nach dem Zusammenbrechen des dünnen Bretterbodens einer absurden Sekurität, deren zweifelhafte Präsenz uns die größten Strecken des Lebens hindurch doch notwendig tragen mußte« (Heimito von Doderer: *Tangenten*, 22. Juni 1942).

Es brauchte eigentlich nicht erst der Erfahrungen des vergangenen Jahres, um das »Zusammenbrechen des dünnen Bretterbodens einer absurden Sekurität« zu bemerken – wir Deutschen haben das Knacken bereits seit mehr als hundert Jahren wahrnehmen können. Mancher bemerkte es deshalb so spät, weil er sich auf die Sicherheit des Staates, des Sozial- und Gesundheitssystems, der freiheitlichen demokratischen Grundordnung und der funktionierenden Wirtschaft verlassen hat, auf die gleichgesinnten Freunde und die Familienbande. Die »zweifelhafte Präsenz« dieser Rundumversorgung hat ihn getragen, so kam es ihm jedenfalls vor. Bricht dieser Bretterboden nun endgültig zusammen, tragen also die Stützen eine nach der anderen nicht mehr, sieht man sich plötzlich aller Sicherheit beraubt, selbst vorher haltgebende Beziehungen zerbrechen. Namenlose Angst vor dem freien Fall, vor der Existenzvernichtung kann einen dann packen, oft begleitet vom Gefühl der Sinnlosigkeit aller lebenslangen Mühen der Existenzsicherung.

Wie wäre es, wenn dies alles geschieht, damit man bemerkt, daß es unter dem »dünnen Bretterboden« der irdischen Existenz noch einen zweiten, wesentlich tragfähigeren Boden gibt? Daß einem die für sicher gehaltenen Stützen sogar entzogen werden müssen? Für den Gläubigen kommt diese Erfahrung einem Gottesbeweis gleich, er ist deshalb in einem wirklichen Sinne ohne Angst. *Tu autem, Deus, in aeternam permanes*, heißt es in den Klagepsalmen. Wer im Glauben gefestigt ist, weiß sich in Gottes Hand, wer es noch nicht ist, bekommt, ängstlich strampelnd und sich an Bretterreste klammernd, den warmen Grund erst allmählich unter die Füße. Doch erreicht der Gläubige, während er auf Erden wandelt, jemals wirklich diesen Boden? Muß er nicht ständig darum ringen? »Wirket euer Heil in Furcht und Zittern«, schreibt Paulus an die Philipper. (CS)

DIE GENESENE

Sie ist durchaus eine tragische Figur. Sie hatte diese und jene Angst. Nichts Unnormales. Vor der fiesen Kollegin. Nachts allein im Haus. Oder vor Spritzen und Gewittern. Dann brach der echte Horror in ihr Leben. Krebs. Ein überlebter schwerer Autounfall. Tod des Kindes. Abgebranntes Haus. Jedenfalls: ein existentielles Drama. Der Terminus »Trauma« wird heute mißbräuchlich und inflationär verwendet. Traumatisiert ist nicht eine, die obszöne Anfragen im sozialen Netzwerk erhalten hat, und auch keine, die von ihrer Mutter früher zu Höchstleistungen angetrieben wurde. Eine echte traumatische Belastungsstörung kann nur dann eintreten, wenn das (Über-)Leben selbst auf der Kippe stand. Das Trauma ist eine Möglichkeit der Reaktion. Eine andere ist, die Dinge fortan zu relativieren. Eine Frage, die Psychotherapeuten gewöhnlich ihren Angstpatienten aufgeben, lautet: »Wenn das Befürchtete nun einträte – was wäre die ärgste Konsequenz? Denken Sie es mal bis zum Ende durch.« Handelsübliche Ängste

können dann rasch »nichtig und klein« (Reinhard Mey) erscheinen. Ein ähnlicher Effekt kann bei denen eintreten, die das Äußerste durchhaben. »Wer das verlor / Was du verlorst, macht nirgends Halt«, besang Nietzsche diejenige, die nichts mehr zu verlieren hatte. Das muß nicht notwendig eine Haltung der Aussichtslosigkeit sein. Hingegen vielleicht die Gewißheit, niemals mehr tiefer fallen zu können. (EK)

DIE PSYCHOLOGEN

»Kraft finden in der Krise: Mit Dumbledore und Beppo Straßenkehrer gegen Corona-Erschöpfung« war der Titel eines Artikels, der Ende April im Netzwerk des Mainstreamriesen 1&1 Mail & Media GmbH (GMX, web.de) kursierte. Unter Berufung auf zwei »Expertinnen« versuchte die Autorin praktische Tips zu geben, wie man mit der seelischen Belastung in der Coronakrise (»hohe Infektionszahlen, weiter Lockdown, er-



neuter Frust«) umgehen könnte, unter anderem nach dem Vorbild von Charakteren aus *Harry Potter* oder *Momo*. »Kraftquellen« könnte man sich demnach durch Musikhören, Tanzen, »Übungen der Achtsamkeit und Langsamkeit, etwa durch Yoga oder Meditation«, oder das Führen eines »Dankbarkeitstagebuchs« erschließen. Dabei soll man freilich nicht »die Umstände ausblenden«, sondern »es nehmen, wie es ist«, wie die Familientherapeutin Anette Frankenberger »betont«: »Ja, es ist anstrengend und schwierig gerade. Ja, ich bin traurig – oder vielleicht wütend. Und jedes Gefühl, das ich deswegen habe, hat seine Berechtigung«. Die Antwort lautet also: Gefühlsmanagement und Wohlfühltherapeutik. Man soll »durchhalten«, gleichsam die Beruhigungsspielle schlucken, um seine Gefühle kreisen (Angst wird übrigens gar nicht erwähnt), und dabei möglichst wenig in Frage stellen, was sie ausgelöst hat (die »Infektionszahlen« oder doch eher die Berichterstattung darüber?).

Tiefer bohrt hier der eingangs erwähnte Raphael Bonelli, eine kritische Stimme seit Beginn der Krise: »Was psychodynamisch jetzt geschürt

wird, ist dieses ständige Thema der Angst«, konstatierte er in einem Interview mit der Zeitung *Wochenblick*, die ihn als »Mut-Psychiater« titulierte. Dadurch sei unsere Gesellschaft in den Bann einer »kollektiven Zwangsneurose« mit wachsendem Leidensdruck geraten. Die Maßnahmen werden von vielen als Demütigung wahrgenommen, wodurch auch Wut und Aggressionen steigen, insbesondere bei Menschen auf der anderen Seite des Meinungsspektrums. Für aus psychiatrischer Hinsicht besonders fatal hält er die Maskentragepflicht, die Beklemmungen und Kommunikationsstörungen auslöst und von vielen als »Geßlerhut« empfunden wird. Bonelli plädiert hier für »Gelassenheit« auf der Basis von stoischer Lebensklugheit, aber auch realistischer Einschätzung der Lage: So thematisiert er immer wieder die tatsächliche Gefährlichkeit des Virus im Verhältnis zu seiner medialen und politischen Repräsentation. Die klassischen psychologischen Mechanismen Verdrängung und Ver-

vor Nebenwirkungen, sondern mehr Mut und »Pioniergeist«, bitteschön! (ML)

DER NEO-NEOSTOIKER

Mit der philosophischen Schule der Stoa verbinden wir eine altgriechische Weisheitslehre, die um 300 v. Chr. entwickelt wurde. Tugenden der Gelassenheit, der »Seelenruhe« und der emotionalen Unbeteiligtheit wurden großgeschrieben. Zenon von Kition, Seneca und Marc Aurel zählten zu den Vertretern. Denker wie Plutarch, Plotin und Galen wandten sich dezidiert gegen diese Attitüde des »Geschehenlassens«. Im 16. Jahrhundert, wir reden vom Späthumanismus, faßte dann der sogenannte Neostoizismus Fuß. »Erfinder« beziehungsweise Hauptvertreter war der Flame Justus Lipsius, der mit seinen Schriften eine Art populistische frühbarocke Neostoa vorantrieb. Eine noch publikumsnähere Neo-Neostoa ist neuerdings im Mainstream verbreitet. Ak-



leugnung sieht er auch in bezug auf die Dysfunktionalität der Maßnahmen am Werk: Viele wollten die problematischen Nebenwirkungen der Impfstoffe, bis hin zu Todesfällen, nicht wahrhaben und reagieren mit aktivem Wegschauen.

Aber auch auf seiten der Angstmaschine gibt es Psychiater, die ihr Arsenal verwenden, um Einwände gegen die Eindämmungspolitik zu psychoanalysieren: So konstatierte einer, freilich auf privater Ebene und nicht als behandelnder Arzt, ich befände mich im Stadium der »Verleugnung« und wolle die Gefährlichkeit des Virus nicht wahrhaben. Meine »idiotischen« Argumente habe er wortwörtlich aus dem Munde von Patienten gehört. Offenbar gebe es hier eine gemeinsame Quelle, deren Phrasen nun auch ich »nachplappere«. Ich solle statt dessen lieber lesen, was das *Deutsche Ärzteblatt* schreibt. Ansonsten ist dieser Psychiater privat und beruflich am Ende seiner Kräfte, glühender Befürworter von Impfwang, grünen Pässen und Freiheitseinschränkungen für Umgeimpfte und Ungetestete. Die Massenimpfungen betrachtet er als einzigen Ausweg aus der Krise – deshalb weniger Angst

tuelle bestverkaufte Titel lauten etwa: *Stoizismus – Tag für Tag: Wie du in 30 Tagen eiserne Disziplin, innere Stärke, umfassende Selbstkenntnis und stoische Ruhe erlangst*. Oder schauen wir in den Kalender *Stoische Lebensweisheiten für jeden Tag* (2021): »Hier warten 365 Zitate von den wichtigsten Stoikern auf dich, mit deren Hilfe du dein Leben gelassener und erfolgreicher gestalten kannst. Stoizismus ist in aller Munde: Die Rückbesinnung auf stoische Tugenden wird von Studenten, Berufseinsteigern und Chefs praktiziert, von der Hausfrau bis zur Spitzenmanagerin: Jeder möchte von den Stoikern lernen. Doch warum eigentlich?« Rhetorische Verkaufsfrage! Denn, na klar: Wir alle hätten gern eine dickere Haut.

In neurechten Kreisen lautet die (per Anstecker oder Aufkleber verbreitete) Losung »Me ne frego«, was frei mit »interessiert mich nicht« oder »geht mir am A*** vorbei« übersetzt werden kann. Man kann eine solche Haltung tatsächlich zu verinnerlichen lernen – dann ist sie mehr als ein Pfeifen im Walde. Wer es weniger säkular haben möchte, nimmt als stoisches Mantra das orthodoxe Herzensgebet. (EK)

Angstmacher und Cassandra

von Martin Lichtmesz

Am 30. Januar 2020 übergoß der Bayerische Rundfunk im Rahmen der Reihe *quer* in zwei Beiträgen »Menschen aus dem rechten Spektrum« mit Spott, die in den sozialen Medien Angst vor einem Virus aus China machen wollten: »Das Virus ist mutiert!«, feixte die Moderatorin Stephanie Probst: »Und zwar von einem Virus zu einem psychologischen Massenphänomen: Panik. Denn die breitet sich in Deutschland derzeit schneller aus als das Virus selbst. Die ersten laufen sogar schon mit Mundschutz durch die Städte«, während sich in den sozialen Medien »Fake News, Verschwörungstheorien und Berichte« häuften, »die Angst vor dem Coronavirus machen sollen«. Psychologisch sei klar, was hier passiert: Das Virus »ist fremd, und das Fremde macht uns angst«. Die Angstmacher verfolgten jedoch neben dem Angeln nach »Klicks« ein noch viel sinisteres Ziel: »Destabilisierung. Die Bevölkerung soll beunruhigt werden, was das Vertrauen in den Staat und dessen Glaubwürdigkeit erschüttern soll.« So nähmen sie das Virus zum Anlaß, um Grenzschließungen zu fordern: »Vor fremden ›Killerviren‹ haben wahrscheinlich noch mehr Menschen Angst als vor fremden Menschen aus fremden Ländern.«

In dieselbe Kerbe schlug Christoph Süß, der einen Tweet von Martin Sellner zitierte: »Das Wuhan-Virus verbreitet sich rasend schnell. Offene Grenzen bedeuten auch offene Grenzen für Viren.« Während ein riesiges, übertrieben groteskes Coronavirus durchs Bild schwebte, kommentierte Süß süffisant: Wer wie Sellner »die Apokalypse zur Basis seines Denkens macht, der schlägt Maßnahmen zu deren Verwirklichung vor. Was wäre, wenn man die Grenzen schließen würde? Vorteil: Keine Ausländer kommen mehr herein, juhu! Nachteil: Kein Verkehr mehr, Flugzeuge bleiben am Boden, Züge fahren nicht, quasi Generalstreik, die Wirtschaft erlahmt, Krise, und schon hätte man genau das, was man draußen halten will: das Desaster. Natürlich beteiligt sich auch der Asthmaanfall für Deutschland, kurz AfD, an der Paranoiaproduktion und rechte YouTuber kriegen sich vor lauter Endzeitpsychosen gar nicht mehr ein.«

Tatsächlich schienen wir uns zu diesem Zeitpunkt in einem Film zu befinden, der uns aus der

Flüchtlingskrise von 2015 oder aus dem *Heerlager der Heiligen* vertraut war, mit den »Rechten« in der Rolle der hellstichtigen Cassandra, der niemand Glauben schenken will, und den »Mainstreammedien« als ernstfallblinde, infantile Beschwichtiger. Einen Monat später lautete die Botschaft der öffentlich-rechtlichen Sender, daß man das neuartige Coronavirus sehr ernst nehmen müsse, und am 22. März verhängte die deutsche Regierung einen »Lockdown«, der stark dem Szenario ähnelte, das Süß als sicheres Rezept für ein »Desaster« ausgemacht hatte. Parallel setzte sich im rechten Spektrum die Ansicht durch, daß die Gefährlichkeit des Virus systematisch übertrieben werde, um ein politisches Süppchen ungeheuren Ausmaßes zu kochen. In einem Punkt blieb das Framing des Mainstreams unverändert: »Fake News« und »Verschwörungstheorien« waren weiterhin ausschließlich Sache der sozialen und alternativen Medien, und die »Rechtsextremen« verfolgten nach wie vor den Zweck, »das Vertrauen in den Staat und dessen Glaubwürdigkeit« zu erschüttern. Diesmal allerdings nicht, indem sie Angstmache vor dem Virus betrieben, sondern indem sie die Angstmache des Staates vor dem Virus kritisierten.

Das schwindende Vertrauen großer Bevölkerungsgruppen in Staat und Medien wurde zum entscheidenden politischen Thema der nächsten Monate. Wie im Jahr 2015 unterstellten die gegnerischen Lager einander spiegelbildlich ethische Defekte, Verantwortungslosigkeit und Verblendung. Grob gesagt teilt sich die Gesellschaft seit letztem Jahr in jene, die mehr Angst vor einer Pandemie, und jene, die mehr Angst vor der Pandemiebekämpfung haben, bis hin zu einer bevorstehenden oder sogar schon teilweise umgesetzten »Pandemiediktatur«. Die Pandemiegläubigen sehen tumbe, rücksichtslose Lemminge auf die Klippe zurasen, die anderen sehen gehirngewaschene »Schlafschafe«, die sich zur Schlachtbank führen lassen. Die einen freuen sich auf ihren Impftermin wie auf Weihnachten, die anderen fürchten den Tag, an dem man sie und ihre Kinder dazu zwingen wird, die Nadel zu empfangen, womöglich in trügerischer und böser Absicht, im Rahmen eines Plans zur Bevölkerungskontrolle, aus ruchlosem Profitstreben oder um

die staatliche Macht über den Körper des einzelnen auszuweiten. In einer Zwischenzone befinden sich jene, die vor allem Ordnungsstrafen und soziale Exklusion fürchten, wenn sie sich nicht »korrekt« verhalten.

In dieser Lage erweisen sich die Kriterien nützlich, anhand derer Caroline Sommerfeld und ich die aus der Flüchtlingskrise erwachsene »Spaltung der Gesellschaft« analysierten. In unserem Buch *Mit Linken leben* (2017) kamen wir zu dem Ergebnis, daß die entscheidenden Bruchlinien nicht unmittelbar mit »rechts« und »links« zu tun haben. Sie lauten: a) Vertrauen vs. Mißtrauen in die Mainstream- und Massenmedien, b.) Realismus vs. Utopismus und c.) globalistische vs. antiglobalistische Positionen. Für die soziale Dynamik der »Coronaviruskrise« ist vor allem Punkt a) von Bedeutung, aber auch b) im



»Cassandra« von Evelyn De Morgan (1898).

Sinne der Frage, wo die wissenschaftliche Vernunft nun »wirklich« stehe. Der Verlust des Vertrauens in die Leitmedien beruht auf der Wahrnehmung, daß diese immer einseitiger bestimmten politischen Interessen dienen, immer weniger Widerspruch zulassen und immer dreistere Manipulationen vornehmen. Diese Wahrnehmung, die aus der Sicht des Staates »destabilisierend« wirkt, war im rechten Spektrum schon vor 2020 vorherrschend und hat seither weite Teile auch des linken und des liberalen Lagers erfaßt.

Die Kommentare von Süß und Probst illustrieren zwei weitere Beobachtungen aus *Mit Linken leben*: zum einen das »Lichtmesz-Sommerfeld-Gesetz« der Projektion eigener Absichten und Sentiments auf den »Rechten«, zum anderen die Dissens-Formel »Ich seh etwas, was du nicht siehst«. Die daraus entstehenden Muster ähneln sich: Die »alte« Spaltung war etwa dadurch gekennzeichnet, daß die einen sich eher

vor Einwanderungswellen und islamischen Terroranschlägen fürchteten, die anderen mehr vor »Nazis« und »Rechtspopulisten«, die diese Einwanderungswellen und Anschläge »instrumentalisieren« könnten. Aus dem Phänomen des Apperzeptionsdissenses ergibt sich eine alte Generaldeutung rechter Positionen: Rechte sind demnach vor allem Menschen, die von irrationalen Affekten wie »Haß« und »Angst« angetrieben werden. Sie sind »Angstmacher« (so der Titel eines Buches über die »Neue Rechte«), sie bringen »Angst für Deutschland« (so der Titel eines Buches über die AfD) und werden von allerlei »Phobien« heimgesucht: vor Homosexuellen, Muslimen oder Ausländern.

Das System, das diese Deutung propagiert, benutzt gleichzeitig Angst vor sozialer Ächtung, um Andersdenkende zu beherrschen. Es geht also weniger darum, wer Angst hat und wer nicht, sondern wer Angst vor den »richtigen« Dingen hat, wer Realist und wer Realitätsverweigerer oder -verzerrer ist. Daß »Angst ein schlechter Ratgeber« sei und man die Gesellschaft vor »Angstmachern« schützen müsse, war vor 2020 Teil der üblichen Rhetorik des Establishments. Spätestens seit dem Leak des internen »Panikpapiers« des Bundesinnenministeriums wissen wir, daß »Angstmache« auch den herrschenden Preisdemokraten als legitim erscheint, wenn sie der Ansicht sind, daß sie einem »guten Zweck« dient. Die träge, uneinsichtige Herde muß zu ihrem eigenen Schutz erschreckt werden. Und wer sich nicht vor dem Virus fürchtet, soll sich eben vor Geldstrafen und anderen Sanktionen fürchten. »Ich will, daß ihr in Panik geratet!« sagte Greta Thunberg, eine verzweifelte Cassandra, die nicht fassen kann, daß immer noch keine totale Mobilmachung gegen den bevorstehenden Klima-Holocaust im Gange ist – ein Gefühl, das manchem vertraut ist, der in den letzten Jahren enorme Energien investiert hat, um die Öffentlichkeit vor der »Islamisierung« und dem »Großen Austausch« zu warnen: Die Töne werden schriller, wenn man den Eindruck hat, kein Gehör zu finden. Als Rechter fühlt man sich zuweilen wie Stefan George: »Was euch erschüttert ist mir lang vertraut«, oder auch wie C.G. Jung, der einmal schrieb: »Ach, diese braven, tüchtigen, gesunden Menschen, sie kommen mir immer vor wie jene optimistischen Kaulquappen, die in einer Regenwasserpfützte dichtgedrängt und freundlich schwänzelnd an der Sonne liegen, im seichtesten aller Gewässer, und nicht ahnen, daß schon morgen die Pfützte ausgetrocknet ist.«

Wer hingegen nicht an die Heimtücke der Griechen glaubt, neigt zu dem Glauben, daß die Kassandren in Wahrheit selbst nicht an ihre Warnungen glauben und vielmehr Verführer und Demagogen sind. Über ein Jahr nach Beginn der »Coronaviruskrise« glaubt vermutlich niemand mehr im »maßnahmenkritischen« Lager, daß die herrschenden Politiker immer noch *bona fide* handeln, und wir sind erschrocken über unsere Zeitgenossen, die uns am einen Pol zu hysterisch und angsterfüllt und am anderen zu blind und gutgläubig erscheinen. ■

Ökologische Betrachtungen (9): Gefallene Natur

von Jonas Schick

Sieht man von dem ein oder anderen technik- und fortschrittsgläubigen Zirkel ab, so hat sich in den Industrie- und Konsumgesellschaften westlicher Provenienz zweifelsohne die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Natur in der Krise steckt. Die einstmals omnipräsente Vorstellung, die natürlichen Rahmenbedingungen menschlicher Gesellschaften regulierten sich selbst zu einem harmonischen Gesamtgefüge, ist obsolet. Der Mensch soll Abhilfe schaffen, nach gängiger Auffassung mit noch mehr und besserer Technik. Daß die Dinge womöglich etwas komplizierter sind, zeigen die Arbeiten des Umwelthistorikers und Universalgelehrten Rolf Peter Sieferle, die sich im wesentlichen um die »komplexe Wechselwirkung zwischen menschlichen Kulturen und deren natürlicher Umwelt« drehen und damit auch den Wandel ihrer unterschiedlichen geistesgeschichtlichen Konzeptionen von »Natur« vor dem Hintergrund der spezifischen Nutzung natürlicher Ressourcen in den Fokus nehmen. Das umfaßt wiederum die Fragen, wann Umweltkrisen in der Geschichte wahrgenommen wurden und wie »mit solchen Vorstellungen einer Umweltkrise umgegangen wurde«.

Im Landtverlag sind vor kurzem zwei sehr lesenswerte neue Bände der Sieferle-Werkausgabe erschienen, die im Fall von *Die Krise der menschlichen Natur – Zur Geschichte eines Konzepts/ Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt – Studien zur Naturtheorie der klassischen Ökonomie* (Band 7) diese Vorstellungen einer Umweltkrise expliziter und im Fall von *Der unterirdische Wald – Energiekrise und Industrielle Revolution* (Band 8) impliziter zum Thema haben.

Der unterirdische Wald (1982 erstmals erschienen) stellt eine der wichtigsten akademischen Publikationen Sieferles dar. Die »Pionierstudie«, wie sie der Sinologe und Weggefährte Sieferles, Raimund Th. Kolb, in seinem Nachwort treffend bezeichnet, betrat insofern Neuland, als sie den innovativen Ansatz des US-amerikanischen Soziologen Fred Cottrell – der davon ausgeht, daß ein gewisser Energiefluß notwendig ist, um bestimmte soziale System aufrechtzuerhalten, und darüber hinaus sozialen Wandel erklären kann – aufgreift und anhand des fossilen Brennstoffs Kohle diesen sozialmetabolischen

Zusammenhang am Prozeß der Industriellen Revolution demonstriert. Sieferle legte mit dieser profunden Studie einen der wesentlichen Grundsteine dafür, daß sich die Umweltgeschichte in Deutschland als akademische Subdisziplin zumindest in der Nische etablieren konnte. Im *Unterirdischen Wald* kommt er aus der energetischen Perspektive bereits zu dem Schluß, der auch für seine späteren Arbeiten von übergeordneter Bedeutung ist: »Mit der Entwicklung des Kapitalismus und des Industriesystems entsteht demgegenüber eine Gesellschaftsform, die auf permanentem ökonomischen Wachstum beruht und deshalb notwendigerweise auf permanenten beschleunigten sozialen, kulturellen und politischen Wandel orientiert ist. Sofern sie gleichgewichtig ist, beruht dieses Gleichgewicht auf einem dynamischen Prozeß: dem Durchfluß großer und in der Regel wachsender Mengen an Energie und Rohstoffen.« (Band 8, S. 71) Das hat weitreichende ökologische Folgen: »Im Industriesystem [...] werden Handlungen mit sehr großer Reichweite vorgenommen, ohne daß man auch nur ansatzweise wüßte, zu welchen Effekten sich ihre Folgewirkungen summieren und aggregieren können.« (Ebd., S. 71) Ökonomie, Soziales und Ökologie verschmelzen so zu einem ineinander verwobenen Gebilde, während der Treibstoff für ihre Unrast zuerst über das feste »Schwarze Gold« der Kohle und später über das flüssige »Schwarze Gold« des Öls bereitgestellt wird: »Ohne Kohle wären die europäischen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts Agrargesellschaften geblieben [...].« (Ebd., S. 74)

Sieferle schafft über seine dichte Beschreibung, mit der Kohle als Dreh- und Angelpunkt der Analyse, einen einzigartigen Erklärungsansatz für den gesellschaftlichen Sonderweg Europas ab dem 18. Jahrhundert, den er unter anderem auf den Druck durch (energetische) Holzknappeit, Bevölkerungswachstum und die speziellen geographischen Voraussetzungen Englands zurückführt. Doch derweil mit der flächendeckenden Nutzung von Kohle das liberale »Maximierungsprinzip« seine Durchsetzung erfährt und dauerhafter »Fortschritt« zur gesellschaftlichen Selbstverständlichkeit avanciert, werden zugleich die Bedrohung der natürlichen

Grundlagen menschlichen Lebens und die Endlichkeit der fossilen Ressourcen, die den neugewonnenen Wohlstand sowie die geopolitische Dominanz Europas nähren, greifbar. Der englische Ökonom William Stanley Jevons sah bereits Mitte des 19. Jahrhunderts, daß sich nicht nur das Einpendeln auf einem stationären Zustand, sondern eine Kontraktion, also ein gravierender Rückgang, abzeichnete. Die zum damaligen Zeitpunkt dominante Vorstellung einer harmonisch eingerichteten und unerschöpflichen Natur wurde mit der exponentiellen Steigerung des Kohleverbrauchs immer unplausibler: »Die harmonische Ordnung der selbstregulierten Gleichgewichte von Wert und Preis hatte in der Energiefrage einen empfindlichen Stoß erlitten, wodurch das liberale Prinzip selbst [...] in Frage gestellt war.« (Band 8, S. 344 f.)

Dieser Wahrnehmungsverschiebung von einem harmonischen Gleichgewicht zu einer Krise der Natur, die gleichzeitig auch eine Krise des Liberalismus darstellt, sowie ihren gesellschaftlichen Folgen widmete sich Sieferle sodann in seinen beiden Studien *Die Krise der menschi-*

weiteres Stück metaphysischer Sicherheit abhandeln gekommen. Nachdem der Gedanke einer göttlichen Providenz ebenso ridikülisiert wurde wie die Fortschrittsmythen des 19. Jahrhunderts und [...] die sozialistische Planwirtschaft, blieb die marktwirtschaftliche Ökonomie scheinbar die letzte Bastion des Glaubens an eine natürliche, harmonische und gleichgewichtige Ordnung. Die Umweltkrise hat auch diesem Glauben heftige Schläge versetzt, die ihn stark ins Wanken brachten. Es gibt kein harmonisches Gleichgewicht von ›Natur‹ und ›Ökonomie‹ mehr [...].« (Band 7, S. 646) Indes wird sowohl am *Unterirdischen Wald* als auch an den beiden Studien von 1989 und 1990 deutlich, daß Sieferle kein in der Wolle gefärbter Rechter war bzw. sein publizistisches Werk erst mit dem *Epochenwechsel* 1994 einen politischen, anti-universalistischen Zungenschlag erhielt. Gleichwohl sind alle analytischen Stränge vorhanden, die seine Wendung in den 1990ern nur folgerichtig erscheinen lassen.

Der Sieferle des *Epochenwechsels* ist nicht vom Himmel gefallen, sondern das Ergebnis



Die Krise der menschlichen Natur – Zur Geschichte eines Konzepts/Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt – Studien zur Naturtheorie der klassischen Ökonomie (= Band 7 der Werkausgabe Rolf Peter Sieferle), 681 S., 68 Euro

Der unterirdische Wald – Energiekrise und Industrielle Revolution (= Band 8), 407 S., 48 Euro

und alle weiteren Bände der Werkausgabe sind bei antaios.de erhältlich.

chen Natur (1989) und *Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt* (1990), die der Landtverlag stringenterweise in einem Band vereint hat. Während sich erstere auf die Darstellung der »Diskussion um zivilisationsbedingte Beeinträchtigungen der menschlichen Natur um die Wende« zum 20. Jahrhundert konzentriert und so detailliert damalige »sozialdarwinistische« und rassezentrierte Positionen herausarbeitet, setzt letztere den Fokus auf die »Diskussion um die drohende Überbevölkerung zu Beginn des 19. Jahrhunderts« – Thomas Robert Malthus und die von ihm postulierte Subsistenzgrenze stehen hier im Mittelpunkt. Speziell aus einer ökologischen Perspektive ist *Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt* eine lohnende Lektüre.

Was beide Studien wieder zusammenführt, ist Sieferles Fazit eines fundamentalen Zerfalls des sinnstiftenden Zentrums der »westlichen« Gesellschaften: »Nach dem Zusammenbruch der natürlichen Teleologie, der sich seit dem 19. Jahrhundert abzeichnete und im 20. Jahrhundert schließlich vollzogen hat, ist der Menschheit ein

stringenter Schlüsse aus seinen vorangegangenen Analysen. Man muß Sieferle daher lesen, wie es der französische Vordenker der »Nouvelle Droite«, Alain de Benoist, fortwährend propagiert: aus rechter Sicht und mit dem Willen, Aspekte seiner Analysen für die rechte Weltanschauung fruchtbar zu machen. Das gilt in besonderem Maße für seine frühen Arbeiten. Diesbezügliche Hinweise sucht man in den Nachworten der beiden Bände leider vergebens. Zwar weiß beispielsweise Karlheinz Weißmann in seinem Nachwort Sieferles Studien in gewohnter Weise kenntnisreich entlang des von Sieferle aufgespannten, ideengeschichtlichen Bogens zu reflektieren, doch die speziell in *Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt* enthaltenen Implikationen für eine konservative Ökologie sowie die zahlreichen Ansatzpunkte für eine Liberalismuskritik, die sich auch in den beiden anderen Studien finden lassen, bleiben ungenutzt. Die notwendige Aufgabe, Sieferle von rechts zu lesen, ist also noch zu erledigen. Gerade deswegen sei die Lektüre der beiden Bände jedem ans Herz gelegt, dem es um die Grundlagen rechten Denkens geht. ■

Vom Großmeister zum Fallmeister – drei Romane

von Götz Kubitschek

Der Österreicher Christoph Ransmayr (1954) ist unter den Schriftstellern einer der Großmeister postmoderner Selbstermächtigung. Gemäß einer von Ovid übernommenen, poetischen Maxime (»Keinem bleibt seine Gestalt«) bedeutet das: Nichts ist je zu Ende, in Stein gemeißelt, so und nicht anders erzählbar. Alles ist vielmehr im Fluß, nicht nur die Gestalt jedes einzelnen und der Dinge, die sich unablässig ändern, abschleifen, auftürmen, umschichten, in anderem Licht erscheinen. Es steht in der Macht des Erzählers, wie er das, was war, ist und sein mag, in die Hand nimmt, formt, erzählend erschafft und dann in den Fluß zurückfallen läßt, der es wieder in den Grundstoff auflöst, ins Ungeformte.

Wir sind damit mitten im neuen Roman Ransmayrs. In *Der Fallmeister. Eine kurze Geschichte vom Töten* (Frankfurt a.M.: Fischer 2021. 224 S., 22 €) handeln Szenen vom kindlichen Spiel, aus dem Lehm an den Schwemminseln des Flusses Gestalten zu formen, angelnd, schlafend, kauern, und die Kanufahrer zu täuschen und zu verblüffen. Aber alles hält immer nur einen Sommer lang, dann überspült das Hochwasser die Werke. Später wird der Vater diese Spielform benutzen, sich selbst nachbilden und über den Wasserfall in einen Tod schicken, an den die anderen lange glauben werden.

Der Vater des Ich-Erzählers ist der Fallmeister – ein pathetisches Wort für einen Schleusenwärter, wie es ihn am Traunfall in Oberösterreich tatsächlich gab: Er bemaß ab dem 16. Jahrhundert die Wassermenge, mit der die salzbeladenen Boote durch einen fast vierhundert Meter langen Holzkanal geschickt wurden. Der Fluß war dadurch schiffbar, die Kanalpassage jedoch gefährlich, das Schleuseramt verantwortungsvoll. In Ransmayrs Roman dient der Fallmeister nur noch museal. Kanufahrer lassen sich schleusen, und einmal passiert es: zu viel Wasser schießt ein, das Boot kentert, fünf Kanuten ertrinken. Ein Jahr danach inszeniert der Vater seinen Selbstmord, aber es ist eben nur eine Lehmgestalt, die wie versteinert in den Fall treibt.

Ransmayr siedelt seine Geschichte in einer hochinteressanten Zukunftsszenarie an: Klimaverwerfungen haben Land und Trinkwasser rar gemacht. Die Nationen sind zerfallen,

Kleinststaaten zerfleischen sich, streben Homogenität an, schieben ab (auch die kroatische Gattin des Fallmeisters, trotz der zwei Kinder), kämpfen um Zugänge zu Flüssen, um den Besitz von Quellen – und werden doch alle beherrscht und überformt von Syndikaten, die ein Netz aus Wasserbewirtschaftung, Überwachung, Ressourcenkontrolle und Privileg über die Welt gelegt haben und noch aus dem Untergang ihren Profit schlagen.

Der Erzähler stammt aus der winzigen Grafschaft Bandon, die Traun wird zum Weißen Fluß und erinnert eher an die Donau. Den Vater ärgert das Museale, aber die Freiheit einer Kindheit mit Booten, Angeln, Inseln, einer abgeschiedenen Wasserwelt und anderen ganz authentischen, analogen Gestalten wirkt sowieso wie stehengeblieben, wie aus der Zeit gefallen. Lieblos ist sie, als die Mutter abgeschoben wird, schwül, als Schwester und Bruder ihre ob der Enge der Grafschaften nicht mehr geächtete inzestuöse Zuneigung ahnen. Das sind Nebenstränge, die das chaotische Bild einer Welt ohne zurechnungsfähige Staaten und Sicherheit zugleich verwirren und bedeutungsvoll in jeder Einzelheit machen sollen. Darin liegt Ransmayrs große Schwäche im schönen Doppelsinn der Bedeutung: Er kann kaum mehr etwas schildern, ohne es unter der Last der Bedeutung an den Kippunkt zu schieben – dorthin, wo aus Pathos ein Zuviel wird. Fast alle Rezensenten haben das vermerkt und mit Zitaten veranschaulicht. Wer das selbst studieren möchte, sollte den Roman *Morbus Kitahara* von 1995 und eben den *Fallmeister* aus diesem Jahr gleich hintereinander lesen – die Übersteuerung des Typischen, die Überbeanspruchung des eigentümlichen Handwerkszeugs ist unverkennbar.

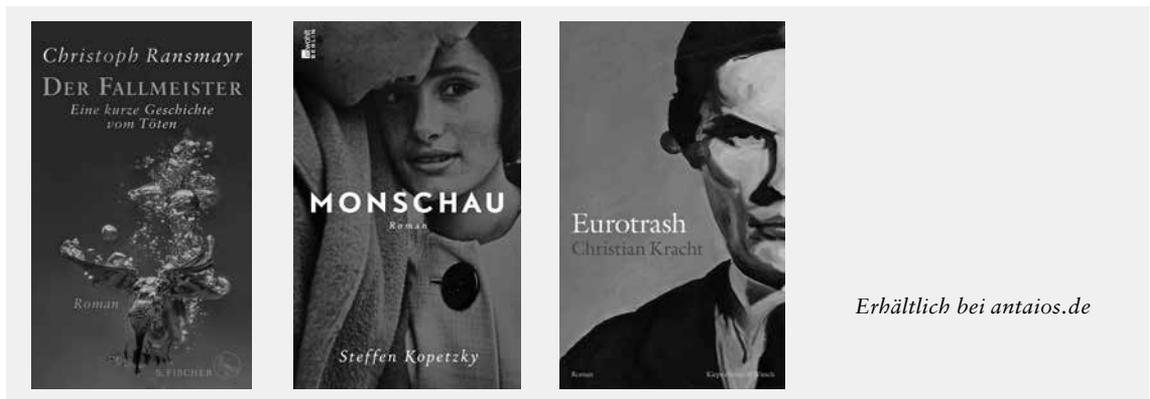
Leider. Denn nach wie vor findet Ransmayr großartige Bilder, um Sinn und Form dessen, was er denkt oder ahnt, zu prägen. Diesmal ist es der Tonle Sap, jener Fluß in Kambodscha, der immer dann umkehrt und wieder zur Quelle fließt (in das bereits Zurückgelegte, in die Vergangenheit), wenn ihn dort, wohin er münden soll, etwas zurückstaut. Die Vorfahren der beiden Männer, die mit dem Erzähler den Tonle Sap hinunterfahren, Vater und Sohn, haben die Roten Khmer überlebt, sie selbst die Weißen Khmer, eine Erfindung

Ransmayrs, die zeigen soll, daß sich das grausame Rad der Geschichte nicht immer weiterdreht, sondern hin und wieder zurückrollt. Die Geschichte: kein Fortschritt.

Solche Kapitel trösten über den ausgeschlachteten Ton hinweg, aber der Trost ist im selben Moment keiner mehr, wenn man eines der Interviews liest, die Ransmayr, der Austro-Apokalyptiker, in den vergangenen Wochen und Monaten gab. Es lohnt nicht, zu lesen, was Ransmayr zusammenplaudert, während er auf seiner Hütte im Salzkammergut mit einer Kiste voller Schnelltests die Gäste abpaßt, die aus den Todeszonen der Ebene sich zu ihm hinaufschleppen. Unten die Pandemie, oben der Acht-same, der ängstliche Mann, der Nichtgefährder, der Weltverantwortungsträger. Da kapiert einer

jeden Kontakt, jede mögliche Infektion, und das führte beinahe zur Schließung der Fabrik, deren Geschäftsführer Richard Seuss war. Seuss wiederum hatte 1944 für seine hinhaltende Verteidigung der Küstenstadt Saint-Malo in der Bretagne das Ritterkreuz und später das Eichenlaub verliehen bekommen. In seinem Auftrag soll nun sein früherer Adjutant (im Hürtgenwald als Baumschütze eingesetzt) Stüttgen erschießen, den Arzt, der zuviel weiß und zu sehr stört. Nebenbei entwickelt die Firmenerbin, eine junge Kunststudentin, Gefühle für einen an der Seite Stüttgens gegen die Pocken kämpfenden griechischen Studenten, und so weiter.

Kopetzky kann erzählen, kann Erzählstränge ineinander weben, und wenn das Feuilleton sein Werk mit den Begriffen »Kolportage« und »geho-



nicht, daß er sich ausleben konnte, weil eben Europa, Österreich das erschufen und noch immer bereitstellen, was einer wie Ransmayr brauchte, um hundert Länder oder mehr besuchen zu können. Schade, schade.

Steffen Kopetzky (1971) ist da bescheidener. Er erzählt er einfach bloß, macht aus Banalitäten keinen schicksalhaften Vorgang, macht überhaupt nicht alles bedeutungsvoll. Sein vor zwei Jahren vorgelegter Roman *Propaganda* war ein großer Erfolg. Er beschreibt darin die Allerseenschlacht im Hürtgenwald, in deren Verlauf zwei, drei unerfahrene US-amerikanische Divisionen von Wehrmachtseinheiten unter der Führung General Models aufgerieben wurden. Ins Zentrum stellt Kopetzky den Wehrmacht-arzt Günter Stüttgen, dem es tatsächlich gelang, mehrmals für einige Stunden einen Waffenstillstand auszuhandeln und deutsche und amerikanische Verwundete zu bergen und ihnen damit das Leben zu retten.

Dieser Günter Stüttgen spielt auch in Kopetzky's neuem Roman *Monschau* (Berlin: Rowohlt 2021. 351 S., 22 €) eine Hauptrolle: Er war einer der Ärzte, die 1962 freiwillig dabei halfen, den Brandherd einer aus Indien eingeschleppten Pockenepidemie auszutreten – eben rund um Monschau, einem Eifelstädtchen nahe der belgischen Grenze. Man führte schon damals die Epidemie auf einen Patienten »Null« zurück, einen Monteur der Firma Riether, die Hochtemperaturöfen in alle Welt verkaufte, eben auch nach Indien. Von »Null« aus verfolgte man

bene Unterhaltung« beschreibt, dann klingt das nach Lesernähe. Es ist unglaublich, wie die Figuren aus Kopetzky's *Propaganda* auch in *Monschau* wieder sichtbar werden, ohne daß er viel dazuerfinden müßte. So etwas gehört eben zur Stimmigkeit einer gelingenden Arbeit. Noch eines: Einen Epidemie-Roman in eine pseudopandemische Zeit zu plazieren, geht das ganz ohne Botschaft? Bei Kopetzky steht sie zwischen den Zeilen, ob er will oder nicht: Die Pocken sind furchtbar ansteckend, der Krankheitsverlauf ist kraft, und ohne Behandlung sterben fast zehn Prozent aller Erkrankten. Isolation, Impfung, Ausgangssperre, Firmenschließungen waren in *Monschau* notwendig und angemessen. Während man das liest, denkt man aber immer an die Verläufe, die wir seit einem Jahr beobachten, und an die Maßnahmen, unter denen wir seit einem Jahr zu leben haben.

Bleiben für Christian Kracht's *Eurotrash* (Köln: KiWi 2021. 224 S., 22 €) genau drei Sätze: Der Schriftsteller, der mit *Faserland* einen Generationenroman und mit 1979 einen über die Sehnsucht nach Wiederbelastung und Härte vorgelegt hat, ist zur Heulsuse geworden (1). Kracht trampelt in *Eurotrash* auf der stinkreichen, aber natürlich in allerhand Nazi- und Kolonialismus- und überhaupt Weißseinsschuld verstrickten Familie herum und meint, damit verstehbar zu machen, warum er ist, wie er ist (2). Wir dürfen uns von einem verabschieden, den wir gern lasen, stets empfohlen, und der nun besser nicht mehr schriebe, denn: es war wirklich eine Qual (3). ■

Tatsachen: interpretationsbedürftig

Karine Tuil: *Menschliche Dinge*. Roman, Berlin: Claassen 2020. 384 S., 22 €

Ein echter Spaltungsroman, also bereits damit ultrazeitgenössisch! Im deutschen Großfeuilleton fand das Buch wenig Beachtung, und dann eher negativ. Sogenannte Kundenrezensionen hingegen: dutzendumfänglich, fast alle jubelnd. Für eine Trivialgeschichte wäre das nichts Neues. Wir haben es hier aber mit ganz ausgezeichnete Literatur zu tun. Die Autorin, Jahrgang 1972, ist studierte Juristin, und zur Hälfte ist dieses Meisterwerk auch ein Justizroman.

Der hier mit all seinen Ambivalenzen verhandelte Fall basiert lose auf der »Causa Stanford«, die 2016 in den USA für Aufsehen sorgte. Damals wurde dem jungen Leistungssportler und Elitestudenten Brock Turner die Vergewaltigung einer schwerbetrunkenen Frau vorgeworfen. Er hingegen gab an, von Einvernehmlichkeit ausgegangen zu sein: ein nahezu klassischer Fall von »Party-Rape«, worüber Camille Paglia bereits in den 1990er Jahren Wesentliches geschrieben hatte. Im Roman hier geht es vor allem um die Familie Farel. Er, Jean, aus prekären Verhältnissen stammend, ist ein prominenter Fernsehjournalist. Er bespielt eine abendliche Talkshow. Die Siebzig hat er bereits überschritten – ein Kind von Traurigkeit war er nie gewesen. Neben anderen Affären unterhielt er eine lange, sehr innige Beziehung zu einer nur wenig jüngeren Kollegin, die nun recht früh und überaus jäh in die Demenz abgleitet. Mit seiner Ehefrau Claire, einer feministischen Publizistin, unterhält er ein so aufwie abgeklärtes Verhältnis. Sie haben sich »arrangiert«. Nach außen stimmt der Schein.

Ihr Sproß Alexandre ist hochbegabt, ein Wunderkind. Er startet einfach durch, hat beste Noten, ist daneben erfolgreicher Marathonläufer. Kämpfer, der er ist, besiegt er auch seine Depressionen. Dann aber wankt diese ganze hochempfindliche Konstruktion, um schließlich mit einem Knall zu implodieren: Claire lebt mittlerweile – die Öffentlichkeit soll es nicht wissen – mit einer neuen Liebe, dem jüdischen Lehrer Adam, zusammen. Claire steht gerade unter Beschuß, weil sie sich streitbar (nämlich so, daß man ihre Einlassung als migrationskritisch auffassen könnte) zu den Silvestervorfällen auf der Kölner Domplatte geäußert hat.



Adam hat für Claire – die flüchtige Übermacht des Eros, Tuil beschreibt sie bravourös! – seine geliebte, aber immer frommer, orthodoxer werdende Frau verlassen. Die jüdisch-konservativ erzogene Tochter Mila, eben volljährig geworden, geht nun mit Alexandre aus. Es wird zu sexuellen Handlungen kommen. Ende des ersten Teils – ein Zündeln, Beginn der Katastrophe.

Im deutlich umfänglicheren zweiten Teil, »Das Territorium der Gewalt«, geht es um die Frage, ob Alexandre Mila vergewaltigt hat. War es einvernehmlich oder nicht? Hat sie NEIN gesagt oder nicht – und wäre ein vernehmliches NEIN überhaupt die Richtschnur? Falls man die Rede vom Geschlechterkrieg wörtlich nehmen sollte, so zeigt uns Karine Tuil hier sämtliche denkbaren Waffen, Kampfstrategien, Hinterhalte und Partisanentaktiken auf. Sie schildert nur, stellt ihr Personal in all seiner Ambivalenz dar, malt uns eine Art Wimmelbild auf, bei dessen Betrachtung man sich in Details und schillernden Farbgebungen verlieren kann. Hat er nicht Pornos konsumiert? Hat sie nicht eine heimliche Affäre mit einem verheirateten Mann gehabt? Warum lügt sie hier und da? Warum er? Und wie steht es mit der sogenannten Wertewelt, in der er und sie aufgewachsen sind? Wie wird »Gelegenheitssex« bewertet? Wer ist hier Opfer der eigenen Erziehung? Der Anwalt des Angeklagten zitiert einmal Nietzsche: »Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen.«

Dieser Roman packt das ganze Dilemma, das weit über den konkreten Justizfall hinausgeht, in eine Nußschale. Hier wird eigentlich das ganze Drama der spätmodernen Welt verhandelt. Neben dem Prozeß läuft ja alles andere, nämlich das Leben, weiter: Jean wird erneut Vater. Er wickelt nun ein Kind, während er – längst in den Medien als egomaner Narzißt entblößt – im verborgenen ähnliches mit seiner verfallenen Dauergeliebten tut. Er wird von seinem Programmchef gekündigt. Kurz darauf stolpert auch dieser über eine #metoo-Sache. Die Karten werden neu gemischt, immer wieder, und alle hier Handelnden pokern hoch und riskant. Man liest das gleichsam atemlos und mit Gewinn.

Zusätzlich: Übersetzungen aus dem Französischen eignen häufig etwas Gravitätisches, das dem üblichen deutschen Sprachfluß zuwiderläuft. Hier nicht. Daher ein Sonderlob für die Tuil-Übersetzerin Maja Ueberle-Pfaff.

ELLEN KOSITZA ■

Victor benedete die Weißen

Johannes Schweikle: *Grobe Nähte. Roman einer deutschen Stadt*, Stuttgart: Kröner 2021. 239 S., 22 €

Johannes Schweikle, Jahrgang 1960, evangelischer Theologe mit namensmäßig eindeutiger Herkunft, hat einen thematisch überaus aktuellen Roman geschrieben. Er handelt von selbstgerechten Linken, identitären Zuschreibungen und dem mittlerweile berühmten »Riß«, der durch Freundeskreise und Paarbeziehungen geht. Die Handlung spielt in München – da, wo die vielen »Nazibauten« immer noch stehen (mal nachdenken drüber). Berichtet wird – nicht immer personal – aus der Perspektive dreier Protagonisten, deren Lebensfäden sich zufällig kreuzen. Zum einen wäre das Benedikt, der tiefes Blech professionell bespielt. Tuba, Sousaphon etc. – eine professionelle Orchesterkarriere stünde ihm offen. Er schwankt noch. Eigentlich tritt er sehr gern mit seiner coolen Kombo BrassXpress auf, die das traditionelle Bläserœuvre gewagt durchbricht. Benedikt schwankt ohnehin. Seine Freundin Anna-Lena geht völlig in der Beschäftigung mit Geflüchteten auf. Es kommt zur »Beziehungskrise«, weil Benedikt – eigentlich ein weltoffener, toleranter, guter etc. Mensch – gelegentlich Zweifel äußert, ob diese Menschen wirklich alle aus äußerster Not nach Deutschland kommen. Die beiden geben ein echtes Klischeepärchen, das sicher tatsächlich in hundertfacher Ausführung existiert!

Zweitens haben wir Korbinian Moser, in leitender Position für die »wichtigste Zeitung Bayerns« tätig. Mit einigem Aufwand wird hier bedeutsam verschwiegelt, daß es sich dabei um die *Süddeutsche* handeln soll. Moser, arrivierter Patchworkfamilienvater, gibt hier mit seiner Gattin, der etwas weniger prominenten Fotografin Eva, den Bobo. Auch sie sind bei Schweikle papierne Gestalten, gleichsam am Reißbrett entworfen: Die beiden »Kreativen« preisen die multikulturelle Idee so lange und so vehement, bis sie ihnen konkret auf die Pelle rückt. Das geschieht hier mehrfach: einmal in Form einer Flüchtlingsunterkunft, die in Kindertagennähe eingerichtet werden soll. Daneben wird eine Kunstausstellung besucht, in der das Leid der Flüchtlingsfrauen kommerziell ausgeschlachtet und somit pervertiert wird. Außerdem geht es um eine redaktionell unterdrückte Reportage. Hier wird der Roman kurz ernsthaft brisant: Eine angehende Journalistin sollte für Mosers Blatt über Flüchtlings Schleuser berichten, die es gut meinen und aus Idealismus handeln.

Nur: Der porträtierte philanthrope Schleuser ist, wie die junge Frau herausfindet, ein Schwuler, der die Not seiner Schützlinge zum sexuellen Lustgewinn mißbraucht. Mist! Korbinian Moser rast: »Warum meint die Praktikantin, ihre

gute Geschichte kaputtresearchieren zu müssen?«

Die dritte Perspektive faßt Victor Akbunike ins Auge. Der Mann aus Nigeria ist Stürmer bei Bavaria München. (Wer die Anspielung auf einen tatsächlich existierenden Verein verstanden hat, darf sich auf die Schulter klopfen.) Der schwarze Held wird geliebt, solange er erfolgreich kickt. Natürlich sind die Schlagzeilen schon da arg »rassistisch«: »Die Natur hat ihn zum Torjäger bestimmt«, »Die Maschine mit den Killerfüßen«, titeln die Blätter. Schweikle läßt nach solchen Aussagen gern seine Kapitel enden. Es ist, als wolle er sagen: »Denkt mal nach, bevor ihr umblättert. Merkt ihr was?«

Zum Fahrplan des Romans paßt es, daß Akbunike nicht nur sportlich nachläßt, sondern zudem gegen Regeln der politischen Korrektheit verstößt. Er äußert sich uneindeutig über Homosexuelle, er fährt einen exaltierten Porsche, er erklärt öffentlich, in Deutschland keinen Rassismus erlebt zu haben. So geht es nicht! Es gibt Ärger. An allen Fronten übrigens.

Autor Schweikle wollte sichtbar einen »ausgewogenen« Roman schreiben, der das heute relevante »Einerseits« ebenso beleuchtet wie das »Andererseits«. Er hat übersehen,

daß ein Roman kein Debattierclub ist, wo man Pappkameraden beliebig plazieren kann, um sie dann als irgendwie tragische Figuren zu nutzen.

Was sind nun die titelgebenden »Groben Nähte«? Man könnte mit etwas Mühe allerlei assoziieren: nur flüchtig Angeschneidertes; ein Provisorium; etwas, das nicht lange halten wird. Bei Schweikle allerdings lesen wir einen poetisch scheiternden Versuch: Beschrieben werden die »strahlend weißen Wolken« über München, die nicht das »frische Blau« verschmieren, »in dem sogar die breiten Straßen freundlich wirken. Keiner kann sagen, ob diese groben Nähte die guten Viertel unserer Stadt mit den anderen verbinden. Oder ob es Trennlinien sind.« Die Poetologie dieses flott durchzulesenden Romans ist damit in ein Wort zu gießen: Bedeutungs- huberei.

Es bleibt noch, folgende ängstliche Vorbe- merkung des Autors festzuhalten: »In diesem Buch treten fiktive Figuren auf [äußerst ungewöhnlich für einen Roman, der sich wirklich ausgedacht liest; EK]. Sie stellen Widersprüche dar und sollten deshalb weder von links denunziert noch von rechts vereinnahmt werden.«

Daß der Verlag kein Rezensionsexemplar an diese Zeitschrift senden wollte, paßt zu dieser Angst. Hinten gipfelt der Roman in Pornoszenen, die vermutlich selbst Liebhabern dieses Genres als peinlich mißlungen erscheinen dürften. Die Botschaft dahinter: So geht Deutschland mit seinen Altenpflegerinnen um; sie müssen sich verkaufen, um auf einen grünen Zweig zu kommen! Welch ein erbarmungswürdiger Aufschrei. Sicher gut gemeint, das Ganze – aber mäßig gemacht.

ELLEN KOSITZA ■



Linker Kulturkonservatismus

Ole Nymoen, Wolfgang M. Schmitt: *Influencer. Die Ideologie der Werbekörper*, Berlin: Suhrkamp 2021. 192 S., 15 €

»Eine Ästhetik des totalen Scheins ist die falsche Antwort auf die Ästhetik des Seins«, formulierte Martin Seel einst in der Zeitschrift *Merkur*. Was der Frankfurter Philosoph 1993 nicht wissen konnte: Die »Ästhetik des totalen Scheins« hat sich im Zeitalter der Plattformökonomie ad nauseam potenziert; sie bestimmt das Leben einer Generation von Digital Natives, für die der Griff zum Smartphone, das Öffnen des (2010 gestarteten) Online-Dienstes »Instagram« (von *instant*, sofort) und der kontinuierliche Bild- und Informationsfluß obligat sind. Auf die vermeintlichen und tatsächlichen Bedürfnisse überwiegend junger Menschen zugeschnitten sind dabei die Werbemethoden sogenannter Influencer. Die Autoren der ersten ideologiekritischen Analyse über »eine der wichtigsten Sozialfiguren des digitalen Zeitalters« legen diese zur rechten Zeit vor; die tägliche Dauer für Smartphone-Nutzung (und Instagram ist explizit hierfür ausgelegt) ist in den anhaltenden Corona-Zeiten weiter gestiegen. Die Autoren – das sind der Student der Soziologie und Wirtschaftswissenschaften Ole Nymoen und der Ideenhistoriker und Filmkritiker Wolfgang M. Schmitt. Wer deren gemeinsamen Podcast »Wohlstand für alle« kennt, weiß um das ungleiche Paar. Hier Schmitt, der umfassend und sprachgewandt in Ideologiekritik, politische Ökonomie und Literatur einführt; dort Nymoen, der rezipierende Schüler.

Die Relevanz ihres Untersuchungsgegenstandes erklärt sich dabei von alleine: Während der klassische Anzeigenmarkt rückläufig ist, TV-Spots in Zeiten von Spulfunktion und Netflix spurlos verhallen, expandiert das Influencer-Marketing. Nymoen und Schmitt untersuchen dies, indem sie wirtschaftliche, ideologische und kulturelle Faktoren verknüpfen. Wichtig für den Laien unter den Lesern ist die Begriffsdefinition. Ein Influencer ist keineswegs jeder, der ein bestimmtes Publikum adressiert. Er ist vielmehr eine Person, »die in den sozialen Medien zu Bekanntheit gelangt ist und sowohl eigene Inhalte als auch Werbe-Content für Produkte aller Art veröffentlicht«, wobei er dies »möglichst eng mit der eigenen Person verknüpft« und »Authentizität« darzustellen versucht.

Der Konsum von Werbung sieht sich in die »Auf-du-und-du-Kommunikation« von Instagram transformiert: Wollte man TV-Clips ignorieren, schaut man sich als Nutzer die Videos und Fotos der Influencer, die ihr Ich zur wechselnden Ware werden lassen, in der Regel freiwillig an – oder mißinterpretiert Influencer-Werbung schlichtweg als offerierten *Content* (Inhalt). Man sieht sein virtuelles »Vorbild«

beim Joggen, beim Kochen oder beim Entspannen zu – und erhält Hinweise, welche Konsumgüter das Leben angeblich besser werden lassen. Hier kommt die »Ästhetik des totalen Scheins« ins Spiel, denn der Influencer als vergegenständlichter »Werbekörper« der postmodernen Konsumgesellschaft wird in der Regel dafür bezahlt, neue Bedürfnisse beim Nutzer zu kreieren, die dieser zu stillen trachtet, indem er jene Waren erwirbt, die durch den Influencer (oft mit Rabattcode) angepriesen werden. Eben diese stete Bedarfsweckung der digitalen Gegenwart stellte schon in der Zwischenkriegszeit für den »konservativen Revolutionär« Otto Strasser den künftigen Wesenskern einer nahenden, konsumgüterzentrierten Kapitalismusphase dar. Die Realisation seines Gegenmodells, einer an Bedarfsdeckung orientierten Wirtschaftsweise, erscheint im Zeitalter des digital universalisierten Hedonismus ferner denn je.

Personalisierte Werbung und das Versprechen, sich durch den Konsum bestimmter Produkte besonders individuell zu verhalten, können freilich nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Gegenteil der Fall ist: Man ist als bereitwilliger Jungkonsument Teil einer konformistischen Masse, und als ein solcher Teil wird man nutzbar gemacht und verwertet. Daß die Autoren an Theodor W. Adorno und Max Horkheimer geschult sind, wird hier offensichtlich. »Kultur heute schlägt alles mit Ähnlichkeit«, stellten die skeptischen Denker in ihrem Standardwerk *Dialektik der Aufklärung (DdA)*

fest, und in eine entsprechende Richtung greifen auch Nymoen und Schmitt aus. Ihr Vorhaben – materialisiert im Buch *Influencer*, vertont in diversen Podcastformaten – kann (auch) als Bemühen gefaßt werden, die Kultur- und Kapitalismuskritik der *DdA* unter den Bedingungen des Online-Kapitalismus fortzusetzen. Daß es hierbei Überschneidungen zu einer genuin rechten Kulturkritik gibt, wird nicht zuletzt in jenen Passagen manifest, die sich der »progressiv-neoliberalen Identitätspolitik« widmen. Es verwundert daher nicht, daß man sich pflichtschuldig »gegen rechts« abzusichern versucht, indem man aus heiterem Himmel, bei der Analyse des Verhältnisses zwischen Tourismus und Influencer-Existenzen, auf die Nichtinfluencer-Existenzen Kositzka und Kubitschek verweist, die noch beim Reisen »die Markierung des Anderen« vornahmen und »eine Geste der Überlegenheit« vorbrächten. Ein solches Abweichen Nymoens und Schmitts vom eigenen Denk- und Schreibniveau wirkt peinlich.

Trotz dieser Bruchstelle bleibt *Influencer* ein verdienstvolles Buch. Den Autoren gelingt es, den Schleier von den Charaktermasken des digitalen Konsumismus, den Influencern, abzustreifen. Da dies so humorvoll wie geistreich, eloquent wie qualifiziert geschieht, ist das Buch mit (fast) jeder Zeile empfehlenswert.

BENEDIKT KAISER ■



Beute

Ayaan Hirsi Ali: *Beute. Warum muslimische Einwanderung westliche Frauenrechte bedroht*, München: C. Bertelsmann 2021. 425 S., 22 €

Bei seinem Erscheinen in den USA löste *Beute* einen wütenden Angriff der *New York Times* aus, der auch den Naivsten klargemacht haben mußte, daß weder eine krasse Verfolgungsbiographie noch die richtige Hautfarbe diejenige vor Attacken des woken Mobs schützen, die unliebsame Wahrheiten auszusprechen wagt.

Hirsi und ihr Rechercheteam mußten feststellen, daß es äußerst mühselig war, überhaupt belastbare Daten zu finden. »Kriminalstatistiken, Gerichts-, Polizei- und Regierungsberichte, akademische Quellen – keine davon liefert ein belastbares Bild.« Dieser Befund ist noch weitaus gravierender als das wohlbekanntere Verschweigen oder Herunterspielen in den Medien, denn er zeigt, daß die Fehlentwicklung auf institutioneller Ebene beginnt. Lückenhafte Statistiken, beschönigende Politikeraussagen und ideologisierte akademische Arbeiten verdeutlichen, was die mit entleerten humanistischen Klischees hantierende Öffentlichkeit nicht wahrhaben will: Das Mentalitätsproblem des durchschnittlichen Westlers (nämlich der Unwille, sich und seine Kultur, nicht zu reden von seiner Ethnie, zu schätzen und entsprechend zu verteidigen) geht dem Einwanderungs-, Islamisierungs-, und Gewaltproblem voraus und hat es erst hervorgebracht – also genau das, was die Rechte seit Jahren konstatiert.

Durch sorgfältigen Vergleich von Daten, die auf ganz unterschiedlicher Basis erhoben wurden, gelangt die Autorin zu dem »Anscheinsbeweis«, daß »der Anstieg der Zuwanderung nach Europa um das Jahr 2015 zu einer erheblichen Zunahme der sexuellen Gewalt in den Ländern [führte], die die größte Zahl von Migranten aufnahmen.« Die Einzelfälle von sexueller Gewalt bieten ein bedrückendes Panorama, auch wenn dem Leser die Muster sattsam bekannt sind. Eindrücklicher als die Gewaltschilderungen ist ein mit versteckter Kamera aufgenommener Dialog in einem Pariser Vorort im Département Seine-Saint-Denis. Zwei Frauen wurden mit der Bemerkung »Dies ist ein Ort für Männer« daran gehindert, ein Café zu betreten. Man erklärte: »Sie sind nicht in Paris. Die Mentalität ist anders. Sie ist wie in der Heimat.« Mehr muß man über diese Art der Raumnahme nicht wissen. Besonders schmerzhaft ist der Dialog, wenn man sich erinnert, daß Saint-Denis die erste gotische Kathedrale Frankreichs samt Grablege der französischen Könige beherbergt. Heute ist das Viertel um die Kathedrale islamisiert und ein Brennpunkt der Kriminalität.

Die Stigmatisierung europäischer Frauen als Huren ist ein Nebeneffekt islamisierter Räume. Rechte, die mit der Islamisierung sympathisieren,

weil sie in ihr das kleinere Übel gegenüber dem Liberalismus sehen, sollten darüber nachdenken, was das für ihre Mütter, Schwestern, und Frauen nach sich zieht und ob radikale Geschlechtersegregation mit dem gern beschworenen europäischen Erbe vereinbar ist. (Nein, und zwar auch mit dem voraufklärerischen nicht!)

Die Strategien, mit denen das politikkorrekte Juste Milieu massive Probleme im Zusammenhang mit Einwanderung aus muslimischen Ländern zu erkennen vermeidet, sammelt Hirsi in einem »Das Lehrbuch des Nichtwahrhabenwollens« überschriebenen Kapitel. Als Opfer der Cancel Culture erscheinen dort übrigens auch Thilo Sarrazin, Uwe Tellkamp und Hamed Abdel Samad, deutsche Fälle, die Kreise bis in die USA (wo Hirsi nun lebt) gezogen haben. Sie stellt klar, daß das Versagen der Integration nicht auf eine angeblich omnipräsente »Islamophobie« zurückgeführt werden kann, seien frühere Einwanderergruppen doch mit »weit schlimmerer Feindseligkeit der Aufnahmegesellschaft konfrontiert« gewesen. Der Vergleich mit den erfolgreichen vietnamesischen Zuwanderern zeigt, daß auch die gängigen Argumente wie schlechte Sprachkenntnisse oder Traumatisierung nicht tragen, da es sich um Probleme handelt, mit denen diese Gruppen genauso zu kämpfen hatten.

Was sind ihre Lösungsvorschläge? So schätzenswert die Fairneß ihrer Beweiswürdigung ist, so wenig können diese befriedigen. Es ist richtig, daß das chaotische europäische Asylrecht geändert werden muß, aber die Änderungen, die sie vorschlägt, laufen schlicht auf die Erleichterung von Wirtschaftsmigration für leistungsfähige Bewerber hinaus. Die Forderung, die Push-Faktoren zu verringern, bedeutet im Klartext, weitere Milliarden ohne Gegenleistung und Garantien in außereuropäischen Ländern zu versenken. Die »Stabilisierung der muslimischen Welt« ist, anders als sie behauptet, keine Aufgabe der EU-Mitgliedsstaaten, schon gar nicht, wenn es um militärische Interventionen geht.

Als jemand, der selbst aus bedrückenden Verhältnissen geflohen ist, optiert sie erwartbar nicht für Remigration. Trotz einer bemerkenswert unaggressiven Haltung zu »rechtspopulistischen« Parteien fehlt ihr jegliches Verständnis für den Wunsch nach dem Selbsterhalt europäischer Ethnien oder von Ethnien überhaupt. Das Thema kommt in dem Buch nicht vor. Insofern ist *Beute* ein typisches Produkt universalistisch-globalistischer Denkmuster und sehr amerikanisch: Unberührt von den katastrophalen Mißerfolgen des US-Interventionismus in muslimischen Ländern, fordert Hirsi die weitere, auch militärische, Verbreitung liberalistischer Heilslehren. Denkt man an Afghanistan, Syrien und den Irak, kann man nur sagen: Viel Vergnügen! Und dringend hoffen, daß sich Europa derartigen Offensiven verweigert.

SOPHIE LIEBNITZ ■



Manifest gegen die geistige Kapitulation

Pascal Bruckner: *Der eingebildete Rassismus. Islamophobie und Schuld*, Berlin: Edition Tiamat 2020. 237 S., 24 €

Die Politisierung des Ressentiments wird seit 150 Jahren immer wieder neu beschrieben. Friedrich Nietzsche war der erste wichtige Kulturkritiker, der sich im Kontext seiner Angriffe auf das Christentum mit den Folgen der Lehre von der Erbsünde auseinandergesetzt hat. Er sollte etliche Rezipienten finden. So haben Max Scheler und Arnold Gehlen die Linien weitergezogen. Ihnen folgten in den letzten 20 Jahren Autoren wie Paul Gottfried (*Multikulturalismus und die Politik der Schuld*) und Hermann Lübke (*Ich entschuldige mich*) mit der aktualisierten Beschreibung der oft keineswegs nur symbolpolitisch aufgeladenen Zivilbußrituale. Deren Folgen traten zu keiner Zeit so hervor wie Mitte der 2010er Jahre: Humanitarismus und Hypermoral werden in Form von Welt- und Europarettung von den Deutungseliten bis zur massiven Selbstschädigung zur Schau gestellt und politisch exekutiert. Man darf sich nach der für notwendig gehaltenen Zerknirschung gut fühlen und schlägt sich an die Brust: abermals ein Stück Wiedergutmachung für das von den Vorfahren begangene Unrecht!

Die Verachtung des Eigenen mag zwar in Deutschland besonders ausgeprägt sein; in anderen europäischen Ländern gibt es jedoch vergleichbare Tendenzen. Pascal Bruckner hat vorrangig Frankreich im Blick. Der laizistisch gesinnte Schriftsteller thematisiert schon seit Jahrzehnten den »Schuldkomplex«, wie einer seiner erfolgreichen Buchtitel lautet. Die Schatten, die durch frühere politische Weichenstellungen, insbesondere des Kolonialismus, auf die Gegenwart fallen, sind nicht nur für Bruckner der Nährboden für heutige Fehlentscheidungen. Zu ihnen zählen nicht zuletzt die Verharmlosung der Islamisierung. Deren direkte wie indirekte (oft angetrieben durch die angebliche Last der Vergangenheit!) Befürworter haben sich im Rahmen ihrer Agitation längst einen eigenen Überbau geschaffen, zu dem auch der Vorwurf der Islamophobie gehört. Er dient in erster Linie dazu, Gegner von fremdkulturellen Parallelgesellschaften zu stigmatisieren.

Vor diesem Hintergrund sind auch die Anti-Rassismus-Kampagnen zu bewerten, die im Zuge der marxistisch angehauchten Black-Lives-Matter-Bewegung weltweiten Aufwind bekommen haben. Bruckner ironisiert die medial omnipräsente Rassismus-Keule mit dem Hinweis, daß diejenigen, die überall weißen Rassismus und Rassisten wittern, die Existenz von Rassen überhaupt leugnen. Bereits vor Jahren wurde der Rasse-Begriff aus der französischen Verfassung komplett gestrichen.

Der Autor schildert nun ausführlich die Vorgehensweisen derer, die sich Islamophilie aufs

Panier geschrieben haben – und das sind beileibe nicht nur Repräsentanten der Moslems, die die Gewalttaten der letzten Jahre als Teil einer Eroberungsstrategie bejubeln. Gerne suggerieren einige Muslime und ihre Sekundanten, ihre Rolle sei heute mit der der Juden während des Zweiten Weltkrieges vergleichbar. Doch auch ein Teil der Linken will Honig aus der Lage der vermeintlich Marginalisierten saugen. Daher kristallisierte sich schon vor einiger Zeit das merkwürdige Phänomen der Islam-Linken heraus. Der Zweck heiligt auch hier die Mittel. Gleichwohl mutet es merkwürdig an, wenn überzeugte Säkularisten bisweilen Arm in Arm mit bärtigen Fundamentalisten marschieren, um für ein anderes Frankreich einzutreten.

Alles in allem legt Bruckner die Finger in viele offensichtliche Wunden. Anders als sein Landsmann Renaud Camus will er aber gewisse Grenzen nicht überschreiten. Auf die Gefahren weiterer Masseneinwanderung und den fortgesetzten Bevölkerungsaustausch geht er nicht ein. Die so inflationär zitierten, äußert schwammigen Werte der Aufklärung sollen es richten. Nationale wie kulturell-religiöse Prägungen der eigenen Tradition spielen demgegenüber eine nur untergeordnete Rolle. Das Manifest gegen die geistige Kapitulation ist doch nicht so mutig, wie der Autor wohl meint. Es bleibt auf halbem Weg stehen.

FELIX DIRSCH ■

Nicht alles schlecht

Hedwig Richter: *Aufbruch in die Moderne. Reform und Massenpolitisierung im Kaiserreich*, Berlin: Suhrkamp 2021. 176 S., 16 €

Die Historikerin Hedwig Richter (Jg. 1973) sorgte mit ihrem im letzten Jahr erschienenen Buch *Demokratie. Eine deutsche Affäre* für eine lebhaft debattierte. Das Buch erlebte rasch drei Auflagen und wird mittlerweile durch die Bundeszentrale für politische Bildung für einen symbolischen Preis unter das Volk gebracht. Kollegen von Richter nahmen diesen Erfolg zum Anlaß, das Buch in zwei wissenschaftlichen Rezensionen zu verreißen, ohne mit der dabei eingesetzten Mischung aus berechtigter Kritik und ideologischer Verblendung durchdringen zu können.

Richter hat sich davon zumindest nicht beirren lassen und legt mit einem schmalen Band nach. Obwohl dieser in der theorielastigen *edition suhrkamp* erschienen ist, bleibt Richter ihrem assoziativen Erzählstil treu. Anhand ihrer wissenschaftlichen Schwerpunkte, Wahlen und Frauenemanzipation, will Richter das deutsche Kaiserreich um 1900 als ein von Reformwillen, im Sinne einer planvollen Umgestaltung des Bestehenden, geprägtes Staatswesen und den Beginn der modernen Massendemokratie beschreiben.

Sie gliedert diese Erzählung in vier Kapitel, die sich den politischen Voraussetzungen der Epoche (Reichsgründung 1871 und Folgen), den ökonomischen und sozialen Auswirkungen in Deutschland, den globalen Parallelphänomenen und weltweiten Vernetzungen sowie der Ausweitung der Partizipation bis hin zum unmittelbar nach Kriegsende eingeführten Frauenwahlrecht widmen. Wirklich neue Erkenntnisse hat Richter nicht zu bieten, weshalb sie den Essay in der Einleitung als eine Ergänzung der »breiten Forschung, die längst das Bild vom quasiabsolutistischen Obrigkeitsstaat aufgegeben hat«, charakterisiert.

So begegnen dem Leser altbekannte Dinge wie Lebensreformbewegung, sozialer Wandel, Machtstaat und »Zeitalter der Massen« in neuen Vokabeln, die Richter vor allem vom Standpunkt der weiblichen Emanzipation als »Disziplinierung der Männlichkeit« zusammenfaßt. Hinzu kommen Details, die Richter einstreut. So beispielsweise die Skandalisierung städtischer Elendsviertel durch Sichtbarmachung mittels Blitzlichtfotografie, die im wahrsten Sinne des Wortes ganz neue Einblicke in das Elend ermöglicht habe. Auch der Hinweis, daß alleinwirtschaftende weiße Farmerinnen in Windhuk, dem Verwaltungssitz der Kolonie Deutsch-Südwest, seit 1913 das Kommunalwahlrecht wahrnehmen konnten, ist solch ein Detail (wobei unklar bleibt, wie viele Frauen die notwendigen Voraussetzungen erfüllten).

Eine Schwäche Richters bleiben die Literaturnachweise, bei denen man vor allem zu etwas problematischen Behauptungen in der Regel keine Aufklärung findet. Etwa, wenn sie die Industrialisierung als ein »unfaßbares Vernichtungswerk« nebst Treibhauseffekt charakterisiert und dabei pauschal (ohne Seitenangabe) auf Joachim Radkaus *Natur und Macht* verweist, das immerhin 438 Seiten hat. Daß Bismarck das Sozialistengesetz nicht in seinen Memoiren erwähnte, ist nicht richtig. Und wenn Georg Simmel beklagt, daß das Männliche als das Objektive verabsolutiert werde, kann man ihm nicht einfach unterstellen, daß er der Meinung sei, die Geschlechterrollen seien konstruiert. Das Wort »Neger« darf schließlich nicht einmal in zeitgenössischen Zitaten vorkommen, jedenfalls ersetzt es Richter dort durch »N*«.

In der Bewertung des Kaiserreichs ist Richter ambivalent. Einerseits heißt es: »Zwar befeuerte der Erfolg den Stolz der Deutschen auf parvenühaft unangenehme Weise.« Gleich der anschließende Satz relativiert die Aussage sympathisch: »Der aristokratische Nationalismus Großbritanniens freilich und der imperialistisch-chauvinistische Nationalstolz Frankreichs waren nicht unbedingt unangenehm.« Richter weist auch darauf hin, daß »Demokratie« in der damaligen Zeit nicht der ideologische Maßstab war, an dem man staatliches Handeln gemessen

hätte, und daß das alliierte Kriegsziel »Demokratie« der Ursprung der Legende vom antidemokratischen Deutschland sei. Unangenehme Konsequenzen der Massenpolitisierung wie Kriegsbegeisterung und Chauvinismus habe es nicht nur in Deutschland gegeben.

Eine gewisse Unbedarftheit Richters ist insofern bemerkenswert, weil sie zu politisch unkorrekten Aussagen führt, so wenn sie beispielsweise das emanzipatorische Loblied des Krieges singt: »Der Krieg befestigte die Gleichheit, er riß regionale Mauern nieder, relativierte die Klassenschranken und befreite die Einzelnen aus dem Korsett lokaler Kulturen und Ordnungen«. Die kalte Dusche folgt aber unweigerlich, wenn es heißt, daß man Versailles

nicht auf seine Härten reduzieren solle, der Vertrag habe zahlreiche Chancen für einen Neuanfang geboten, was natürlich Unsinn ist.

ERIK LEHNERT ■



2000 Jahre deutscher Geschichte

Ulrich Steinmetz: *Zeugen deutscher Geschichte. Wo Deutschlands Herz schlägt*, Kiel: Orion-Heimreiter 2021. 240 S., 29,80 €

»Dies liebe Heimatland / Im deutschen Vaterland / Hat Gottes weise Hand / Für uns ersehnt.« Wußten Sie, daß diese Zeilen von Jakob Josef Jauch bis 1963 offizieller Textbestandteil der Nationalhymne Liechtensteins waren? Stellten diese Worte bis dahin einen selbstverständlichen Ausdruck der Volkszugehörigkeit und ein Bekenntnis zum Deutschtum dar, wird in der zeitgeistkonformen Version seither vom »teuren« Vaterland gesungen. Das Attribut »deutsch« wurde gestrichen. Das deutsche Erbe Liechtensteins erlebt seit Kriegsende einen regelrechten Bildersturm, die traditionsreiche Geschichte des Alpenstaates im deutschen Reichsverbund wird ausgeblendet.

Damit steht das Fürstentum nicht allein. Auch in der benachbarten Eidgenossenschaft erinnert man nur ungern an die steinernen wie kulturellen Zeugen deutscher Geschichte. Die im 11. Jahrhundert erbaute »Habichtsburg« thront noch heute über dem Fluß Aare. Aus »Habichts-« wurde »Habsburg«, der Stammsitz des späteren deutschen Kaisergeschlechts. Auf dem Gebiet der heutigen Schweiz standen die Habsburger im Schatten mächtiger Adelsgeschlechter, ehe sie sich bis zum 13. Jahrhundert zur mächtigsten Dynastie zwischen Alpen und Oberrhein hochkämpften und sich anschickten, zu einer der bestimmenden Kräfte in der Geschichte des Heiligen Römischen Reiches zu werden.

Diese Episoden aus 2000 Jahren deutscher Geschichte finden sich in dem hier angezeigten



Buch. Anhand ausgewählter Beispiele wird der Leser auf eine Entdeckungsreise mitgenommen, die vom Schwarzhäupterhaus im von der deutschen Hanse gegründeten Riga über das Deutsche Haus in Flensburg und die Hohkönigsburg im Elsaß bis hin zur Burg von Pettau in der Untersteiermark, der Schwarzen Kirche im siebenbürgischen Kronstadt oder dem Annaberg Oberschlesiens die gesamte geographische Bandbreite der »Kultur- und Naturdenkmale im deutschen Sprach- und Siedlungsraum« abbildet.

Weniger bekannte Facetten deutscher Bau- und Kulturgeschichte stehen Seit' an Seit' mit den herausgehobenen Gedenkstätten unseres Landes. Eingebettet in die landschaftlichen Schönheiten Deutschlands, zeigt der vorliegende Bildband eine repräsentative Auswahl an Zeugnissen deutscher Geschichte. In Wort und Bild werden rund 200 Geburtshäuser, Grabstätten und Denkmäler großer Deutscher, Bau- und Naturdenkmäler, Kirchen, Burgen und Schlösser vorgestellt. Höhe- und Glanzpunkte deutscher Geschichte werden anhand ausgewählter Beispiele lebendig. Der Kunsthistoriker Ulrich Steinmetz spannt dabei den Bogen von bronzezeitlichen Hünengräbern in Friesland über das Hermannsdenkmal und die Geburtshäuser Schillers und Goethes bis hin zum Hambacher Schloß und der wiederaufgebauten Dresdner Frauenkirche.

Neben Erwartbarem, wie den Touristenmagneten Berliner Reichstag, Schloß Neuschwanstein oder Kyffhäuser-Denkmal, überrascht der Band mit in Vergessenheit geratenen »Zeugen deutscher Geschichte«, etwa dem Hugenottenmuseum in Bad Karlshafen, dem 6900 Jahre alten Sonnenobservatorium Goseck oder dem Upstalsboom im ostfriesischen Aurich.

Komplett in Farbe bebildert, mit Zusatzinformationen zu den jeweiligen Gedenkstätten und mit Texten, die erkennbar mit kunst- wie kulturgeschichtlichem Sachverstand geschrieben sind, begeistert der Band und lädt zum Schwelgen ein. *Zeugen deutscher Geschichte* regt auch an, selbst das immer noch schlagende Herz Deutschlands zu erkunden und zu einer eigenen Entdeckungsreise aufzubrechen. Denn die eigene Identität leitet sich immer aus der historischen Tradition ab, einer grundsätzlich bejahenden Haltung zur eigenen Herkunft, Kultur und Geschichte.

HAGEN EICHBERGER ■

Von Athen bis Woke

Tom Holland: *Herrschaft. Die Entstehung des Westens*, Stuttgart: Klett-Cotta 2021. 619 S., 28 €

Im frühen 21. Jahrhundert sortiert sich die Welt politisch und wirtschaftlich in atemberaubendem Tempo neu. Zu den erstaunlichsten Erscheinungen im Rahmen dieser Prozesse

zählt der gern dramatisierte »Abstieg des Westens« (Joschka Fischer), auch beschrieben als »Ende der westlichen Weltherrschaft« (Jan Roß) oder »Ende der westlichen Weltordnung (Andrea Böhm).

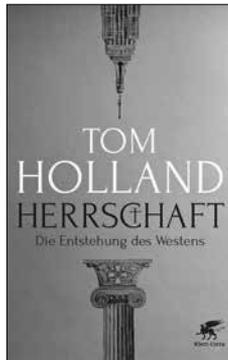
Eine solche zentrale Gegenwartstendenz ist Anlaß, Entstehung und Genese des Westens neu zu untersuchen. Der britische Journalist und erfolgreiche Buchautor Tom Holland nähert sich seinem Gegenstand auf narrativem Weg. Dieses Vorgehen – soviel ist vorwegzunehmen – macht das Buch interessant für eine größere Leserschaft. Allerdings wird die Quintessenz der Analyse – so der offenkundige Nachteil – von der Fabulierkunst des Verfassers überdeckt.

In 21 Kapiteln versucht der Autor, die westliche Vorstellungswelt herauszuarbeiten. Er spannt einen interessanten Bogen von »Athen« und »Jerusalem«, zwei charakteristischen Polen der abendländischen Geistes- und Philosophiegeschichte, bis zum Abschnitt »Woke«, der zu den Debatten der 2010er Jahren führt.

Anfang wie Ende der Betrachtungen sind nicht zufällig gewählt. Ein roter Faden der Publikation ist der Facettenreichtum des Christentums. Diese Glaubensrichtung setzt sich um so mehr durch, als sich ihre Inhalte – gern unspezifisch-modern als »Werte« bezeichnet – universalisieren und gar nicht mehr als christlich erkennbar sind. Der Siegeszug der naturwissenschaftlich-technischen Kultur seit der Aufklärung läßt es zunehmend attraktiv erscheinen, das humanistische Potential des Christentums von dessen transzendenter Ausrichtung abzuspalten und rein innerweltlich zu instrumentalisieren. Auch das rationalistische Erbe des Christentums, das schon in dessen Frühzeit als Synthese von Glauben und griechischer Philosophie hervortritt und im »thomasischen Aristotelismus« des 13. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht, gibt der neuzeitlichen Wissenschaft Impulse. Die mittelalterliche Ausdifferenzierung von Regnum und Sacerdotium hatte gewaltige Auswirkungen, gerade in der Neuzeit. Die Aufklärung hat sich nicht zufällig nur in Europa dauerhaft entwickeln können.

Die Klügeren unter den Säkularisten wußten stets, auf welchem Wurzelboden ihr Zelotentum gedeihen konnte. Gelegentlich weisen heute »woke« Aktivisten ehrlich darauf hin, daß es zu meist protestantische Christen in den USA gewesen sind, vornehmlich die »Abolitionisten«, die auf den unchristlichen Charakter der Rassentrennung aufmerksam gemacht haben.

Dieser rote Faden ist angesichts des christlichen Einflusses auf die abendländische Kultur, auch auf seine säkularen Formen, voll zustimmungsfähig. Aufs Ganze gesehen gewinnt man aber den Eindruck, daß Holland sein Unternehmen unterschätzt hat. Für eine grundlegende Darstellung der Entstehung der westlichen Kultur reicht es nicht aus, den Abscheu der »westlichen« Griechen vor den Hinrichtungspraktiken



»östlich«-persischer Despoten ausführlich zu erzählen. Greift man zu anspruchsvolleren historiographischen Studien wie derjenigen des Althistorikers Christian Meier, so kann man herausfinden, wie die griechische »Kultur um der Freiheit willen« entstanden ist.

So zeigten sich früh jene Gegensätze zwischen West und Ost, die der Geschichtsschreiber Herodot schon um 430 konstatierte. Diese Impulse konkretisieren sich im Verlauf der okzidentalen Geschichte (mit neuen Akzenten) im »liberalen System« (Ernst Nolte). Gemeint ist damit ein polygonales Gebilde, in dem König, Adel, Kirche und Städte miteinander konkurrieren und sich lange Zeit kein Element auf Kosten der anderen durchsetzen kann. Erst die monokratischen Regimes Faschismus und Kommunismus brechen im 20. Jahrhundert mit diesen Traditionen. Die Historie des Westens läßt sich also auf verschiedene Arten schildern. Hollands Parforceritt durch die Stofffülle mutet – Formulierungskünste hin oder her – dann doch etwas zu volkstümlich an.

FELIX DIRSCH ■

Alois

Roman Sandgruber: *Hitlers Vater. Wie der Sohn zum Diktator wurde*, Wien: Molden Verlag 2021. 303 S., 29 €

Es klang nach einer kleinen Sensation, als die Rentnerin Anneliese Smigielski aus Wallern an der Trattnach auf ihrem Dachboden ein Bündel mit einunddreißig an ihren Ur-Ur-Großvater Josef Radlegger adressierten Briefen fand. Zwar ist inzwischen so gut wie jede aus dem 19. Jahrhundert stammende Handschrift per se interessant, hier jedoch handelte es sich um ein Konvolut aus der Feder Alois Hitlers, Vater des nachmaligen »Führers und Reichskanzlers«.

Der emeritierte österreichische Professor für Sozialgeschichte Roman Sandgruber kam in den Besitz dieses Funds, dessen Provenienz zweifelsfrei gesichert ist. Das Buch, das er soeben vorgelegt hat, basiert auf jenen Schreiben, die der Zollamts-Oberoffizial Hitler 1895 an den pensionierten Straßenmeister aus Wels richtete. Konziliant und äußerst selbstbewußt im Stil, handeln sie überwiegend von dem Ankauf eines Hofguts in Oberösterreich. Der Wunsch von Hitler sen. war es, nach seiner Dienstzeit ein »Herrnbauer« zu werden. Zu diesem Zweck hatte er sich über die Jahre als Autodidakt großes Wissen auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Betriebslehre angeeignet. Bald nach dem Erwerb des Hofes stellte sich heraus, daß sich der 60jährige finanziell und physisch übernommen hatte.

Von denen, die ihn näher kannten, wird er als angesehenen Bürger geschildert, der die Barttracht seines Kaisers trug und Gefallen daran fand, seine Uniform auszuführen; ein schwieriger

Charakter und Freigeist, deutsch-national und antiklerikal, mit unstemtem Temperament und einer Anlage zum Jähzorn.

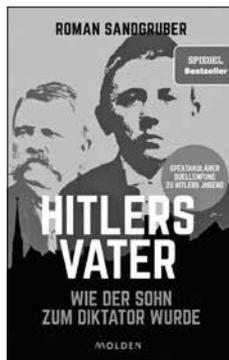
Man erfährt viel über den steilen Aufstieg dieses illegitimen Bauernjungen aus dem österreichischen Waldviertel, der mit 13 Jahren mittellos nach Wien ging, eine Schusterlehre absolvierte, um dann in den k.u.k. Zolldienst einzutreten, wo er eine beachtliche Karriere hinlegte. Sandgruber gewährt Einblicke in die Dienstzeit des Mannes, der bis 1876 noch »Schicklgruber« hieß, bevor er den Namen seines Ziehvaters Hitler annahm. Man liest von den Arbeitsbedingungen und Wohnsitzen des Zöllners, erfährt einiges über die finanzielle Situation der Familie, darüber, daß er auf Augenhöhe mit Pfarrer, Lehrer und örtlichen Honoratioren disputierte, und lernt einen Menschen kennen, der nicht unbeträchtliche Summen für Schulspeisungen oder die Opfer von Überschwemmungen und Brandkatastrophen in der Region spendete. Zweifellos kurzweilig wird es, wenn der alte Hitler über lange Wartezeiten beim Ausstellen amtlicher Dokumente und horrende Notargebühren schimpft.

Verdienstvoll sind einige Richtigstellungen Sandgrubers, die nachweisen, daß der versierte Hobbyimker Alois eine solide Allgemeinbildung und gute schriftliche Ausdrucksfähigkeit besaß. Langlebige Legenden werden in das Reich der Fabel verwiesen, wonach er ein Trinker gewesen und im Stammbaum eine »Katharina Salomon« oder ein Rothschild zu finden sei. Sandgruber raunt statt dessen über Kontakte zu dem jüdischen Bankier Wertheimer, um sich letztlich in Spekulation zu verlieren.

Interessant liest sich, wie verhältnismäßig emanzipiert Alois' bislang stets als scheu geschilderte Ehefrau Klara gewesen sein muß; so regelte die passionierte Zeitungsleserin unter anderem finanzielle Angelegenheiten: »Meine Frau ist gerne thätig und besitzt auch das Verständnis für eine Ökonomie«. Zwei Ehefrauen waren ihm bereits gestorben, desgleichen drei seiner Kinder mit Klara, was ihn in »eine tiefe psychische Krise« stürzte.

Es sind Schlampigkeiten und Irrführungen, die das Buch in seinem Wert erheblich mindern. So werden Geburts- und Sterbedatum Alois' mehrfach falsch angegeben, der Hausierer und von der Fachwelt längst als Scharlatan entlarvte Reinhold Ha-

nisch wird als glaubwürdiger Kronzeuge für die Wiener Jahre des jungen Adolf präsentiert sowie letzterer mehrfach als »Reichsführer« tituliert, eine Anrede, die dem »Reichsführer SS« Himmler vorbehalten war. In Gmünd, so Sandgruber, habe Hitler 1920 »eine seiner ersten politischen Reden« gehalten – nachdem dieser doch seit Herbst 1919 für die NSDAP Hunderte von Redeauftritten absolviert hatte. Redundant werden Auslassungen von Adolf Hitlers Neffen William Patrick über seinen Onkel zitiert, die bereits vor Jahrzehnten als frei erfundene Ammenmärchen eingestuft worden sind.



Das Buch krankt in der Hauptsache daran, daß sich sein Autor häufig in Mutmaßungen ergeht, wenn er etwa ohne jede Quellenangabe notiert, daß Alois Knechten und Mägden gegenüber Verachtung gezeigt habe oder Klein-Adolf von seinem Vater stets »mit einem Pfiff« herbeizitiert worden sei; Belege hierfür gibt es schlicht nicht.

So drängt sich der Gedanke auf, daß das Buch nach der Übergabe des »Jahrhundertfonds« eiligst auf den Markt geworfen wurde, wohl deshalb findet man weder ein Personenregister noch eine Auswahlbibliographie. Das Buch, um die Hälfte des Umfangs gekürzt und ohne fortwährende Spekulationen, hätte durchaus ein sinnvoller Beitrag über jene »Vergangenheit, die nicht vergehen will«, sein können.

WERNER BRÄUNINGER ■

Normal ist out. Lange lebe das Normale!

Cora Stephan: *Lob des Normalen. Vom Glück des Bewährten*, München: Finanzbuch 2021. 238 S., 16,99 €

Was für ein schöner Titel! Eine Ruhepause innerhalb unserer schrillen, schrägen, dauerherausfordernden Medienwelt. Mal keine Polyamorie, kein Non-Binär, kein Vegan-Frutarisch, kein Leiden unter postkolonialer Matrix und keine »Intersektionalität« – sondern ein Hoch auf das Normale! Cora Stephan, diese umtriebige Publizistin (*1951), die bis in die späte Jugend selbst eine Linke war und dann schrittweise so weit konvertierte, daß ihre Kritiker sie sogar der Neuen Rechten zuordnen, dürfte – derart geläutert – die Richtige sein, das eigentlich so wenig sexy Konzept des »Normalen« zu attraktivieren. Normal ist, was keiner Erklärung bedarf; was sich bewährt hat. Was normal sei, so die promovierte Politikwissenschaftlerin, habe generell weder Vorzug noch Nachteil: »Am entspanntesten dürfte eine Gesellschaft sein, in der sich die Mehrheit darüber einig ist, was als normal durchgeht, was man akzeptiert und was man gerade noch tolerabel findet.« Ja! Frau Stephan dekliniert die propagierte, tönernerne »neue Normalität«, die freilich keine ist, anhand folgender Großerzählungen kritisch durch. Das wäre: der Krieg der Geschlechter (Darf man noch Hausfrau sein wollen? Ist Männlichkeit »toxisch«?), der längst umstrittene Begriff Heimat (Stephan: »Ob es das allgegenwärtige Schuldgefühl ist, das die Deutschen zum Volk der offenen Herzen und offenen Taschen macht?«), die Utopie der multikulturellen Gesellschaft und der omnipotente Betroffenheitskult (niemand dürfe heute aus reinen Nüchternheitserwägungen das »Spiel mit der Angst« stören). Cora Stephan hatte sich 2011 (*Angela Merkel. Ein Irrtum*) vom Glauben an die Kanzlerin verabschiedet. Fortgeschrittene Leser zuckten darob mit der Augenbraue. Dieses Buch nun ist



eine hervorragende Gabe für Späterwachte, die anno 2021 langsam merken, daß vielleicht doch etwas faul sein könnte im Staate Deutschland. Cora Stephan schreibt dabei nicht wie eine, die jäh aus tiefem Schlaf erwacht ist und nun aufgeregt merkt, was »da eigentlich« los ist. Sie argumentiert lässig, nachsichtig, spöttisch kopfschüttelnd. Ihren Grundton könnte man, zugeneigt, grundliberal, kritisch: tantenhafte nennen. Motto: Ich bin ja eigentlich total offen für dies und jenes, aber das geht doch dann echt zu weit! Für Leser, die das Tagesgeschehen seit je hellwach verfolgen, rennt die Autorin hier Dutzende sperrangelweite Türen ein. Die meisten identitätspolitischen oder anderweitig moralistischen Ausfälle, die sie hier Revue passieren läßt, hat man längst rezipiert. Nicht alle: Daß die grüne, lesbische Transfrau Maïke Pfuderer von ihrem Parteigenossen Boris Palmer sträflich »misgegendert« wurde, indem er ihren »Deadname« (also den damals im Geburtsregister eingetragenen Namen) Reinhard (den »Maïke« selbst öffentlich gemacht hatte) »outete« – das war dann doch neu. Kurz: Ein Lehrstück für Leute im Prozeß des Umdenkens, Schmöckerware für fortgeschrittene Selbstdenker.

ELLEN KOSITZA ■

Vom Mitläufer zum Solitär

Mathias Schafmeister: »Ich lehne es ab, seine Untaten auf mich zu nehmen«. *Selbstdeutung und Vergangenheitsbewältigung des intellektuellen Mitläufers Gerhard Nebel (1933–1951)*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2020. 714 S., 64 €

Gerhard Nebel (1903–1974) hat als streitlustiger Publizist in den Jahren zwischen der Kapitulation und der Gründung der Bundesrepublik eine wichtige Rolle gespielt. Das lag vor allem daran, daß er als unbelastet galt und sich so als Sprachrohr der konservativen Intellektuellen betätigen konnte, die von den Alliierten mit Publikationsverboten belegt worden waren. Nebel ist damals vor allem als Gefolgsmann Ernst Jüngers aufgetreten, als der er bis heute gilt. Dagegen ist sein mehr als zwanzig Bücher umfassendes zeitkritisches Werk, das er bis zu seinem Tod verfaßte, weitgehend vergessen. Bemühungen, die auf seine Wiederentdeckung abzielten, scheiterten. Insofern ist es beachtlich, daß Mathias

Schafmeister, der als Archivar tätig ist, ihm eine derart umfangreiche Dissertation gewidmet hat, in der er vor allem die vor 1945 gelegten Grundlagen von Nebels kurzzeitigem Ruhm auf ihre Haltbarkeit abklopft.

Nebel, der als Vollwaise bei seinem Bruder aufwuchs, versuchte nach dem Studium im Höheren Schuldienst unterzukommen, was Anfang der 1930er Jahre aufgrund der wirtschaftlichen Situation äußerst schwierig war.

Erschwerend kamen bei Nebel seine charakterliche Disposition hinzu, die sich in intellektueller Überheblichkeit und ungehemmter Streitlust äußerte, und seine Unbedarftheit in Beziehungen, die ihn moralisch fragwürdig erscheinen ließ, sowie schließlich seine kurzzeitige Mitgliedschaft in der SPD, die nach 1933 nicht förderlich war (wenngleich ihm daraus keine Konsequenzen erwachsen). Zwei Aufenthalte in Afrika unterstrichen den Eindruck, daß es Nebel mit dem Schuldienst nicht sonderlich ernst war. 1937 nahm sich Nebel den Rat eines Schuldirektors zu Herzen und trat in die NSDAP ein. Seine wenigen Publikationen in der NS-Zeit standen in der kulturkritischen Tradition Ernst Jüngers. Als Autor stagnierte er. 1941 erlöste ihn die Einberufung zur Luftwaffe aus dieser mißlichen Lage. Er diente in Frankreich und Italien, wo er in Gefangenschaft geriet, aus der er nach wenigen Monaten entlassen wurde. Zwischen 1947 und 1950 erschienen sieben Bücher aus seiner Feder, u. a. die Kriegstagebücher, 1950 ging er für einige Jahre wieder in den Schuldienst.

Schafmeister widmet sich vor allem den Kriegstagebüchern, weil er zeigen will, daß Nebel sich darin im nachhinein zum widerständigen Geist stilisiert hat, während er in den originalen Aufzeichnungen nur wenig Distanz zum Geschehen erkennen läßt. In mühevoller Kleinarbeit hat er dazu die gedruckten Tagebücher mit den überlieferten Vorlagen verglichen. Das Ergebnis fällt für Nebel nicht übermäßig schmeichelhaft aus, weil er sich in der gedruckten Fassung wesentlich schlauer gibt, als er damals war, viele Reflexionen im nachhinein ergänzt hat und so den Eindruck erwecken konnte, immer eine »solitäre Position« bezogen zu haben.

Für Schafmeister setzt Nebel damit fort, was er im Entnazifizierungsprozeß begonnen hatte, das Frisieren seiner Vergangenheit. Aus der Versetzung aus Paris wurde erst die Verbannung auf eine Kanalinsel, dann Strafarbeit in den Steinbrüchen. Als Anlaß gab Nebel seinen 1941 erschienenen Aufsatz »Auf dem Fliegerhorst an«, der als Lächerlichmachung der Luftwaffe verstanden worden sein soll. Auch wenn es keinen ursächlichen Zusammenhang zwischen Text und Versetzung gibt, geht Schafmeister in seinem Bemühen, Nebel als Aufschneider dastehen zu lassen, etwas weit, wenn er dem Aufsatz jeden Widerspruchsgeist abspricht und damit ein Grundproblem seiner Arbeit offenbart. Schafmeister urteilt konsequent aus der Position des Bundesbürgers des 21. Jahrhunderts, der seiner Großvätergeneration genüßlich ihre Fehler aufzählt, ohne dabei zu bedenken, daß es Situationen gibt, in der eine Notlüge das Überleben sichern kann. Nachdem Nebel bei der Gefangennahme als Beruf »Studien-assessor« angegeben hatte, was zu verschärftem Arrest führte, weil die Amerikaner hinter dieser Bezeichnung einen NS-Amtsträger vermuteten, war er in dieser Hinsicht geheilt.

ERIK LEHNERT ■

Die Abwicklung 2.0

Julia Friedrichs: *Working Class. Warum wir Arbeit brauchen, von der wir leben können*, Berlin/München: Berlin Verlag 2021. 320 S., 22 €

Das neue Buch der Berliner Journalistin Julia Friedrichs (*1979, bekannt durch *Gestatten: Elite* und *Ideale*) dürfte insbesondere zwei Lesergruppen in seinen Bann ziehen: Zum einen werden jene begeistert sein, die George Packers dichtes Reportagewerk *Die Abwicklung. Eine innere Geschichte des neuen Amerika* (Frankfurt a. M. 2014) verschlungen haben, legt Friedrichs doch ein Pendant für die Arbeits- und Lebenswelt der

Bundesrepublik Deutschland vor, das in mancherlei Hinsicht (quantitativ wie qualitativ) »abgespeckter« als das US-Original erscheinen mag, aber doch viele von dessen Vorzügen in sich birgt. Zum anderen drängt sich das Buch all denjenigen auf, die nach dem »normalen Leben« in der zeitgenössischen Gesellschaft Ausschau halten. Friedrichs zeigt anhand verschiedener Personenporträts auf, wie die gesellschaftliche Realität aussieht und was von der viele Jahre vertrauten

»Normalität« der Bundesrepublik vermißt wird.

Wie bei Packer wird der Leser literarisch eingebunden; auch als nüchtern veranlagter Mensch fühlt bzw. denkt man nach wenigen Seiten mit den (anonymisierten) Charakteren mit. So unterschiedlich diese ausgewählt sind, ob studierte freiberufliche Musiklehrerin oder Reinigungskraft in der Berliner U-Bahn: Es eint sie die Trias der Abstiegsangst der krisenreichen Gegenwart: »Es darf bei keinem etwas passieren«, »Es darf niemand krank werden«, »Es müssen alle funktionieren«. Das schält sich jedenfalls heraus als die große Differenz zur Zeit des gesamtgesellschaftlichen Aufstiegs bis in die 1980er Jahre hinein: Das Berufsleben (und damit auch: die familiäre Planung) war für die arbeitende Mehrheit relativ berechenbar, die Karriere verlief, wenn man tätig und pflichtbewußt seine beruflichen Aufgaben erfüllte, einigermaßen linear: Ausbildung oder Studium, Festanstellung, gegebenenfalls diverse Beförderungen, Pensionierung, begleitet von angemessen verzinsten Spar- und Festgeldkonten, Urlauben, eingebettetem Gesellschaftsleben – und das alles im Regelfall bei einem einzigen Elternteil als Vollzeitbeschäftigtem. Doch was für diese »goldene Generation der Bundesrepublik« noch »Normalität« ausmachte, also vor allem für jene Menschen, die während der Nachkriegsjahre geboren wurden, kann heute als Ausnahme verbucht werden. Es gelingt Julia Friedrichs ausgezeichnet, diesen Wandel wirtschaftspolitisch zu beschreiben und daraus mentalitätspolitische Folgerungen zu ziehen. Entsprechende sachkundige Erörterungen werden in angemessener Relation zwischen gewährten, sehr persönlichen Einblicken in den Alltag von Arbeitern, Angestellten und Selbständigen – d. h.: einer sich



wandelnden Working Class – der neuen Bundesrepublik eingebaut.

Seit Frühjahr 2020 ist nunmehr die Corona-Krise fester Bestandteil des Lebens dieser neuen Republik. Die Passagen über die Fragen, wer profitiert, wer verliert oder auch wer resigniert, zählen zu den stärksten Reflexionen in der deutschsprachigen Corona-Literatur überhaupt, nicht zuletzt, weil faktenbasiert gezeigt wird, wie bestimmte Konzerne milliardenschwere Profite einfahren, die Krisengewinne folglich privatisieren, während sie den Staat als »Melkkuh« (Arnold Gehlen) ausnutzen und sich Lohnfortzahlungen qua Kurzarbeiterregelungen vom Halse schaffen, die Kosten hierfür also vergemeinschaften. Daß sich Julia Friedrichs bisweilen zeitgeistig verheddert, etwa wenn es um den vermeintlich reaktionären Charakter des verblichenen Alleinverdienerfamilienhaushaltes geht, trübt den Eindruck nur geringfügig. Auch ein George Packer war in seinem Meilenstein davor nicht gefeit – und man las ihn dennoch mit Gewinn.

BENEDIKT KAISER ■

Zuviel Mundwerk

David Goodhart: *Kopf, Hand, Herz. Das neue Ringen um Status. Warum Handwerks- und Pflegeberufe mehr Gewicht brauchen*, München: Penguin 2021. 390 S., 22 €

Der britische Publizist David Goodhart (*1956) ist gemäß eigener Aussage früher Marxist gewesen, heute nennt er sich einen konservativen Sozialdemokraten. Für Furore in seiner Heimat hatte bereits sein migrationskritisches, multikulturskeptisches Buch *The British Dream* (2013) gesorgt. Erst sein nächstes Buch, *The Road to Somewhere* (2017), wurde ins Deutsche (2020, mit gleichem Titel, der auf deutsch leider gar nicht zündet) übersetzt. Darin hat Goodhart den Gegensatz zwischen den mobilen, »ortlosen« kosmopolitischen Eliten und den »normalen« Menschen herausgearbeitet, die an einen Ort, an ihr jeweiliges Land gebunden seien. In seinem neuen, lesenswerten Buch widmet sich Goodhart einem weiteren Kernproblem der heutigen Zeit: der Überakademisierung unserer Gesellschaft. Daß kognitiv-analytische Fähigkeiten heute deutlich überbewertet werden, führt zum einen dazu, daß durch die zwischen 1970 und 2010 sukzessiv angestiegene Studierendenquote das Niveau der Hochschulen beharrlich sinkt. Zum anderen werden Berufsstände, die »Hand und Herz« erfordern, nämlich die weiten und vielgestaltigen Bereiche der Pflege und des Handwerks, als unattraktiv angesehen. Das wirft eine Vielzahl von Problem und Fragen auf, die Goodhart in aller



Gründlichkeit (allerdings nicht ohne Redundanzen) aufblättert – übrigens liefert er Zahlen und Analysen nicht nur für Großbritannien und die USA, sondern faßt explizit Deutschland ins Auge: Was bedeutet es, wenn es möglichst ein »Studium für alle« (Bernie Sanders) geben soll? Wie vernünftig und produktiv ist es, wenn schon Bankangestellte und Sachbearbeiter ein Studium vorweisen müssen? Was hat die nahezu vollständige Akademisierung der Pflegeberufe in Großbritannien erbracht? Was sagt es aus, und welches Geld wird überhaupt in akademische Ausbildung versenkt, wenn ein Drittel der Hochschulabsolventen fünf Jahre später in einem Beruf arbeitet, der kein Studium erfordert? Interessanterweise, hält Goodhart fest, werden die nutzlosesten Studiengänge am stärksten bezuschußt. Nämlich insofern, daß jene, die hinterher kein sehr solides Einkommen erwirtschaften, das zuvor gewährte Bafög nicht zurückzahlen müssen.

terweise, hält Goodhart fest, werden die nutzlosesten Studiengänge am stärksten bezuschußt. Nämlich insofern, daß jene, die hinterher kein sehr solides Einkommen erwirtschaften, das zuvor gewährte Bafög nicht zurückzahlen müssen.

In der ersten Hälfte dieses enorm faktenreichen Buches kreist Goodhart um das Problem der Akademikerschwemme. In der zweiten Hälfte macht er sich stark für die Berufe der Hand und des Herzens, die in das heutige Ideal und Credo vom »unaufhörlichen Lernen« so schlecht passen wollen: Ein Handwerk verlange nämlich, eine Sache richtig gut zu beherrschen – der Handwerker ist das Gegenteil zum heute grassierenden »rolemodel« des frei flottierenden Unternehmensberaters, der sogar damit kokettiert, »nichts wirklich« zu können. Die westlichen Staaten investierten zu viel in sinnlose Zertifizierungen und zu wenig in hervorragende Ausbildung. Es ist, schreibt der Autor, als würde man ein Atomwaffenarsenal anschaffen, während die Fußsoldaten nicht mal ordentliche Stiefel hätten. So interessant wie fundiert sind Goodharts soziologische Betrachtungen: Akribisch sortiert er zwischen Status, Milieu und Einkommen. Ein hervorragender Handwerker (den wir, er belegt dies



mit Zahlen, viel wahrscheinlicher in Deutschland finden denn in England) kann leicht besser verdienen als ein Büroangestellter mit einem Bachelorabschluß, nur: Handwerk wie Pflege haben mit einem gewaltigen Prestigeverlust zu kämpfen. Diese »Anerkennungslücke« ist ein weites Feld. Sie hat auch damit zu tun, daß sich gerade Menschen aus »bodenständigen« Berufen zunehmend »fremd im eigenen Land« und sozial marginalisiert zu fühlen. Mehr »Wertschätzung« für Hand und Herz, mehr Geld für Pflegeberufe – das wird nicht reichen. Bei seinen weiteren Vorschlägen zur Lösung des Dilemmas schweift Goodhart leider ab und gerät ins geradezu konfuse Schwadronieren über Meditation, nützliche Pflegeroboter und die Notwendigkeit kostenloser Eheberatungen. Das letzte der zehn Kapitel kann man sich getrost sparen.

WIGGO MANN ■

Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 72 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2020 im achtzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2021

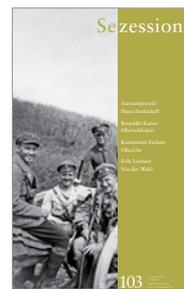
Neuabonnenten können aus drei Buchangeboten ihre Prämie wählen.

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra

Überblick 2021, 19. Jahrgang



Heft 100 / Februar / 11 €
Thema: »Wo stehen wir?«
76 Seiten, Beiträge u. a.:
Martin Lichtmesz
100
Thomas Hoof
Lage
Erik Lehnert
Gleichheit
Dimitrios Kisoudis
Weltstaat



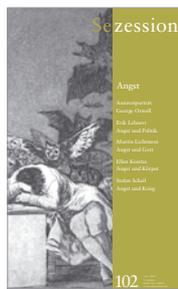
Heft 103 / August / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Vladimir Volkoff
Erik Lehnert
Vor der Wahl
Benedikt Kaiser
Oberschlesien
Konstantin Fechter
OberOst



Heft 101 / April / 11 €
offenes Heft
80 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Joseph Beuys
Erik Lehnert
Doppelstaat
Martin Lichtmesz
Wir, Virus, Wien
Simon Kießling
Zähne, Glätte, Macht



Heft 104 / Oktober / 11 €
Thema: »Zeitgeist«
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Herbert Gruhl
Ellen Kositzka
Black and White
Götz Kubitschek
In-Denker – ein Überblick
Dimitrios Kisoudis
Tendenzen 21



Heft 102 / Juni / 11 €
Thema: »Angst«
68 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
George Orwell
Erik Lehnert
Angst und Politik
Martin Lichtmesz
Angst und Gott
Ellen Kositzka
Angst und Körper



Heft 105 / Dezember / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:
Autorenporträt
Fjodor Dostojewski
Jonas Schick
Fastfood (50 Jahre McDonalds)
Benedikt Kaiser
Peronismus
Erik Lehnert
Nach der Wahl

In Ängsten findet manches statt,
was sonst nicht stattgefunden hat.

Wilhelm Busch